Die Entstehung der Liebe.

Zur Geschichte der Seele.

Von

Karl Neisser.

Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1897.

Die Entstehung der Liebe.

Die Entstehung der Liebe.

Zur Geschichte der Seele.

Von

Karl Neisser.

Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1897.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Mina's Andenken.

Inhalt.

Seite

I. Wodurch neue Gefühle und Verlangen hervorgebracht und alte, ererbte geändert werden 1

II. Die Entstehung der Liebe 26

III. Das Gewohnte und das Ungewohnte im Seelenleben . 56

IV. Allerhand Bemerkungen 76

I.

Wodurch neue Gefühle und Verlangen hervorgebracht und alte, ererbte geändert werden.

Man kann sich neue Gefühle, Neigungen und Leidenschaften aneignen. Wenige Jahre, nachdem Christoph Columbus und seine Leute bei den Indianern den Gebrauch des Tabakrauchens kennen gelernt hatten, hatten auf der Insel Hayti Spanier selbst dieses Laster, wie es der Glaubensbote Las Casas nennt, angenommen, und als Las Casas ihnen das Rauchen verbieten wollte, antworteten sie, sie könnten es nicht mehr lassen.[1])

Der Tabak, der seit der Entdeckung Amerikas zu allen Völkern der übrigen Erdtheile gebracht wurde, ist allen zum Bedürfnis geworden, er hat überall eine neue Begierde erzeugt. Als Mr. Cowley als Befehlshaber eines englischen Schiffes im Jahre 1684 das Vorgebirge der guten Hoffnung besuchte, fand er die Hottentotten „dem Rauchen so sehr ergeben, dass sie ihre Weiber den Matrosen um ein Stück Rollentabak anboten und preisgaben“. Von den Samangs, einem Volksstamme der Philippinen, wird erzählt, dass sie Tabak gegen ihre Kinder eintauschten, und Eingeborne Neu-Hollands, Männer und Weiber, ließen „sich willig gegen

[1]) Sophus Ruge, Christoph Columbus (Führende Geister, herausgegeben von Dr. Anton Bettelheim, 4. Band). Dresden, L. Ehlermann, 1892, S. 115 f.

ein Stück Tabak einen oder mehrere ihrer schönen Zähne ausziehen". Die Angehörigen vieler Naturvölker sind so große Liebhaber dieses Krautes, „dass sie dafür den letzten Heller ausgeben und viel lieber hungern, als das Rauchen aufgeben".[1])

Wenn man zum erstenmale raucht, erregt der Tabak Übelkeiten nebst Ekel und Abscheu. Mit der Zeit gewöhnt man sich jedoch ans Rauchen, es dient dem täglichen Wohlbehagen, und lebhaftes Unbehagen und Unruhe stellen sich ein, wenn man die gewohnte Cigarre oder Cigarette entbehrt. So wird durch Gewöhnung, wie der Arzt Hufeland sagt,[2]) etwas „Schmutziges, Beißendes, Übelriechendes ein solcher Lebensgenuss, ja ein solches Lebensbedürfnis, dass es Menschen gibt, die nicht eher munter, vergnügt und lebensfroh werden, ja die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen".

Ein ähnliches Bedürfnis, wie das nach dem Tabakrauchen, besteht in Süd-Amerika, der Heimat der Cocapflanze, nach dem Cocakauen. Die südamerikanischen Indianer,

[1]) Friedrich Tiedemann, Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genussmittel. Frankfurt a. M., H. L. Brönner, 1854. S. 196, 249, 281 und 193. Weitere Notizen über die Lüsternheit wilder Völkerschaften nach Tabak S. 78 (Eskimos), 200 (Frauen der Tamboukkies), 204 (Neger) u. s. f., über die Verbreitung des Tabaks und den „Usus catholicus" des Rauchens S. 283 f. desselben Werkes. — Dafür, wie sehr der Tabak dem civilisierten Menschen zum Bedürfnis wird und wie schwer er ihn entbehrt, bietet ein Beispiel Julius Payer, Die österr.-ungar. Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—1874. Wien, Alfred Hölder, 1876. S. LXXVI, 384, 396, 409—410, 426, 451—452, wo die unter der Mannschaft des „Tegetthoff" herrschende Tabaknoth geschildert ist.

[2]) Chr. W. v. Hufeland, Makrobiotik, Jena, 1798, S. 192, angeführt bei Tiedemann, Geschichte des Tabaks, S. 286.

die diesem Genusse seit alters huldigen, vergleichen die Sehnsucht nach der Coca mit dem Heißhunger. Aber auch der Neuling, der eingewanderte Weiße, verfällt dieser Begierde leicht, sobald er mit dem Cocakauen anfängt. „Wer einmal,“ weiß ein Reisender zu berichten, „von dieser Leidenschaft ergriffen wurde und in Verhältnisse geräth, die ihre Ausbildung begünstigen, ist verloren. Man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Menschen der besten Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfiengen, ihr bald Geschmack abgewannen und, von diesem Zeitpunkte an für das civilisierte Leben verloren, wie von einem bösartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, nach den Städten zurückzukehren.“ [1])

Ein dritter, zum Reiz- und Genussmittel gewordener Stoff, und zwar derjenige, der alle bekannten Genussmittel an begierdebildender Kraft übertrifft, ist das Morphium. Leute, die sich an Einspritzungen mit Lösungen dieses Alkaloids gewöhnt haben, sind meist unfähig, sie aus eigener

[1]) Dr. Ernst Freiherr v. Bibra, Die narkotischen Genussmittel und der Mensch. Nürnberg, W. Schmid, 1855. S. 156—157, 158. — „Eher darf man erwarten, dass der Indier [peruanische Indianer, der im Dienste eines Weißen steht] Entziehung von Nahrungsmitteln erträgt, als das Verbot, die freigewordenen Augenblicke zum Gebrauche der Coca zu missbrauchen . . . Nie ist es gelungen, einen Coquero — so nennt man in Peru die entschiedensten Freunde jenes Genusses — von seinem Laster zu entwöhnen, und jeder erklärt, eher den Mangel an dem Nothwendigsten ertragen zu können . . . Für alle ernsteren Lebenszwecke unbrauchbar, ist derselbe der Sclave seiner Leidenschaft mehr noch als der Trinker . . .“ (Bibra, S. 156—157.) — Ebenso William Martindale, Coca and Cocaine: Their history, medical and economic uses, and medicinal preparations. Second edition. London, H. K. Lewis, 1892. S. 10 ff.

Willenskraft wieder aufzugeben. Wird ihnen das Morphium, wie es in Heilanstalten geschehen ist, zwangsweise sofort gänzlich entzogen, so werden sie gegen die Stunde, in der sie die Einspritzung vorzunehmen pflegten, unruhig und aufgeregt. Die Aufregung steigert sich allmählich, die Kranken bekommen zuletzt heftige Angst, springen auf, „laufen im Zimmer umher, schreien nach Morphium, weinen, schluchzen, werden thätlich, zerstörend".

Bekanntlich sind der Bekämpfung der Morphiumsucht eigene Anstalten gewidmet, und in diesen wird die Entwöhnung gewaltsam, in der Regel jedoch langsam durchgeführt, so daſs das Morphium nicht gleich vollständig entzogen, sondern daſs nur von Zeit zu Zeit kleinere Gaben verabreicht werden. Aber auch unter dieser sanfteren Behandlung leiden die Kranken schwer. Wochen- und monatelang besteht noch Morphiumhunger, der zuweilen zu wilder Gier aufflammt. Das Benehmen der Zwänglinge kennt dann keine Schranken, sie beschimpfen und bedrohen die Ärzte und trachten mit List und Gewalt nach Morphium. Vermögen sie sich keines zu verschaffen, so unternehmen sie nicht selten Selbstmordversuche. Mit den Ausbrüchen jäher Begierde wechseln Augenblicke weicher, düsterer Stimmung, die Kranken werden niedergeschlagen und traurig. Und zwar all das, auch nachdem das Morphium längst aufgehört hat, dem Zwecke zu dienen, zu dem es ursprünglich meistens genommen wurde, nämlich Schmerzen zu stillen, nachdem es vielmehr ganz zu einem anscheinend überflüssigen Genuſsmittel geworden ist. Erst spät beginnt die Entziehung ihre Aufgabe zu erfüllen und verliert sich die Sucht nach der gewohnten Erregung.[1])

[1]) Dr. Albrecht Erlenmeyer, Die Morphiumsucht und ihre Behandlung. 3. Aufl. Berlin u. s. w., Heusers Verlag, 1887. S. 64.

Wein, Bier und alle anderen weingeisthaltigen Getränke, Thee und Kaffee, Haschisch, Arsenik, hundert andere erregende, berauschende und betäubende Stoffe haben in gleicher Weise, wie das Morphium, der Tabak und die Coca, Einfluss auf das Seelenleben des Menschen gewonnen, indem sie ihm neue Leidenschaften beibrachten. Dem Menschen hat sich durch die sogenannten Genussmittel eine ganze Welt von neuen Gefühlen, abscheulichen und angenehmen und wollustvollen, und von an diese geknüpften Begierden aufgethan. Alle diese Mittel sind zum Bedürfnisse geworden und werden es jedem heranwachsenden Geschlechte von neuem. Und so verschieden sind sie an Art und Wirkung, dass anzunehmen ist, es gebe überhaupt keinen auf einen menschlichen Sinn übertragbaren Reiz, an den sich der Mensch nicht gewöhnen könnte,[1]) der ihm nicht zuletzt zum Bedürfnisse würde.

Das Begehren nach einem jener Genussmittel ist immer ein erworbenes, von außen angeeignetes. Gäbe es keinen Tabak oder hätte ein Volk dieses Kraut nie kennen gelernt, so hätte es auch kein Verlangen danach. Dieses Verlangen

79, 81, 112. — Siehe auch R. v. Krafft-Ebing, Lehrbuch der Psychiatrie. 3. Aufl. Stuttgart, Ferd. Enke, 1888. S. 627, 628.

[1]) Wenn man sich an ein so furchtbares Gift wie Arsenik gewöhnen kann, so gibt es wohl nichts in der Welt, an das sich der Mensch nicht gewöhnen könnte. Ein Gran Arsenik kann einen nicht daran Gewöhnten tödten, Bergsteiger in Salzburg und Steiermark nehmen ihn in Dosen zu 4 und mehr Gran. „Wie man sich an ein corrosives Gift gewöhnen kann (Arsenik wirkt corrosiv ätzend und ruft heftige Entzündungen des Magens und der Eingeweide hervor), scheint vorläufig immer unerklärbar.“ (Bibra, Genussmittel, S. 384, 388—389.) — „Dieselbe Menge Arsenik, welche sonst unfehlbar tödtet, wird von dem gewohnheitsmäßigen Arsenikesser ertragen.“ (Hermann Nothnagel, Über die Grenzen der Heilkunst, Vortrag, abgedruckt in der „Neuen Freien Presse“ vom 22. September 1891.)

kann deshalb nicht ererbt und mit auf die Welt gebracht sein, es sei denn eine Erwerbung durch die Vorfahren vorausgegangen. Die Art und Weise nun, wie das Begehren nach einem Genussmittel erworben wird, ist ziemlich einfach. Alle oder wenigstens die meisten dieser Stoffe bringen, die erstenmale genossen, schwächeres oder ärgeres Übelbefinden hervor.[1]) Die üble Wirkung verringert sich jedoch, und zuletzt wird das Gefühl überhaupt nicht mehr erregt, wenn der Genuss regelmäßig wiederholt und durch Monate oder Jahre fortgesetzt wird. Im selben Maße jedoch, als man sich an das Mittel gewöhnt hat, wird das Gefühl durch Entbehrung erregt, man fühlt sich ohne den gewohnten Reiz unwohl und unbehaglich, Begierde nach demselben bricht hervor, und nimmt man das Mittel nach nicht zu lange währender Entbehrung wieder zu sich, so bereitet der Genuss jene angenehmen, köstlichen Gefühle, wie sie jeder Raucher, jeder Trinker kennt, der sich eine Zeitlang des Genusses enthalten musste und sich ihm wieder in die Arme werfen konnte.

Einmal hervorgebracht, lässt sich jedes Begehren nach einem Genussmittel wieder ändern und zugleich damit die Gefühle, die mit der Befriedigung des Begehrens verbunden sind. Man steigert die Heftigkeit einer Begierde dadurch,

---

[1]) Vom Opium und dem Haschisch sagt C. v. Vincenti (Opium und Haschisch, Vortrag, gehalten am 26. Jänner 1876, Wien 1876, Orientalisches Museum, S. 9): „Vor allem steht fest, dass Opium sowohl als Haschisch erst nach längerem Gebrauch wirkliche narkotische Genüsse gewähren; dem Anfänger ergeht's damit beiläufig geradeso lamentabel wie mit der ersten unvergesslichen Cigarre; Beschwerden, Angst und insbesondere ein sehr intensives, quälendes Gefühl der eigenen unsicheren, ja gefährlichen Lage bestrafen zumeist die ersten Versuche, und die erste Opiumnacht bleibt lange ein dunkler Fleck in der Erinnerung."

daſs man ſie immer ausgiebiger befriedigt, ein Mittel, das jeder Trunkſüchtige angewendet hat, und das einzige, das er anzuwenden imſtande war, um trunkſüchtig zu werden. Mit der Fähigkeit, Weingeiſt aufzunehmen, erhöhte er auch das Verlangen danach.

Die unmittelbare Wirkung eines Genuſſes iſt allerdings die entgegengeſetzte, nämlich Stillung der Begierde; als Nachwirkung nach einer Zeit der Erholung, des Ausruhens nach der Sättigung tritt jedoch erhöhte Begierde auf. Und geradeſo wie man die Heftigkeit eines Verlangens zu ſteigern vermag, kann man ſie herabſetzen, man verringert die Neigung zu einem Genuſsmittel und vernichtet ſie zuletzt, indem man ſich des Mittels gänzlich und auf die Dauer enthält. Raucher und Trinker, die, etwa auf ärztlichen Rath, das Rauchen und Trinken aufgegeben haben, leiden anfangs an ſchmerzlicher Sehnſucht und glühendem Verlangen nach Tabak und Wein. Sind ſie ſtark genug, dieſe Angriffe auf ihre Willenskraft abzuſchlagen, ſo vergeht die Begierde allmählich, die Anfälle des Verlangens werden immer ſchwächer, bis ſchließlich von dem Bedürfniſſe nicht viel mehr übrig iſt, als die Erinnerung. Verſuchen ſie es dann wieder einmal mit einer Cigarre oder einem Glaſe Wein, ſo merken ſie, daſs ſie auch den Geſchmack daran verloren haben, das Rauchen und das Trinken bereiten ihnen kein Vergnügen mehr.[1])

Andauernde Entbehrung bricht ſogar die leidenſchaftliche, ſonſt unbezwingbare Begierde nach Morphium. „Je länger ein Morphiumſüchtiger,“ bemerkt ein erfahrener

---

[1]) Siehe z. B. Jules Rochard, Le Tabac (Revue des deux mondes, 15 Janvier 1892, S. 440).

Arzt,[1]) „dem Missbrauche ergeben ist, desto schwerer ist er zu heilen," aber auch je länger ihm das Morphium entzogen bleibt und er „durch prompte Controle" verhindert wird, seiner Leidenschaft zu fröhnen, „umsomehr verliert sich allmählich dieses Verlangen, diese Sucht, um schließlich ganz zu verschwinden".

Aus diesen und ähnlichen Erfahrungen geht hervor, dass Entstehung und Entwicklung der Neigung zu einem Genussmittel von der Häufigkeit und dem Maße des Gebrauches dieses Mittels abhängt. Die Lust am Genusse und das Verlangen, zu genießen, sind Kinder des Genusses. Wieso man dazu gekommen ist, von dem Mittel Gebrauch zu machen, ist vollkommen gleichgiltig. Man kann sich angewöhnt haben, zu rauchen, weil man hinter seinen Genossen nicht zurückbleiben wollte; Morphium zu sich zu nehmen, weil es Schmerzen lindert, und Kaffee zu trinken, um sich bei geistiger Arbeit wach und munter zu erhalten. Zuletzt entsteht doch ein Bedürfnis nach dem Reiz- oder Genussmittel um seinetwillen, und die Veranlassung zum ersten Gebrauche wird meistens vergessen.[2])

Vergleicht man nun mit diesen neuerworbenen Neigungen und Trieben die ererbten, wie den Hunger, das Bedürfnis

---

[1]) Erlenmeyer, Morphiumsucht, S. 135 und 112.

[2]) So umschreibt Erlenmeyer (S. 15) die Morphiumsucht: „Ich verstehe unter „Morphiumsucht" neben dem klinischen Krankheitszustande, der sich durch chronische Vergiftung mit Morphium nach und nach herausbildet, die als pathologisch zu bezeichnende, durch nichts motivierte Sucht des Individuums nach Morphium als nach einem Reiz- und Genussmittel, nicht als nach einem Heilmittel." Dabei specialisiert sich die Sucht: „Jedes Opiumpräparat hat seine besondere Wirkung und ist durch ein anderes bei einem daran Gewöhnten nicht zu ersetzen." Gould bei Erlenmeyer, S. 418.

zu athmen, Leib und Glieder zu bewegen, so zeigt sich, dass sich die letzteren verhalten, als seien sie ebenfalls, nur in Zeiten vor der Geburt erworben, und als seien sie bloß von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen. Sie besitzen die gleichen Eigenschaften, wie die erworbenen, und durch die gleichen Mittel und im selben Sinne werden sie geändert, durch welche und in welchem Sinne die erworbenen erworben und geändert werden.

An jedem ererbten Triebe lassen sich Beobachtungen anstellen, die dies beweisen. Der Hunger gehört zu den ältesten und kräftigsten Bedürfnissen oder Instincten des Menschen und der Thiere. Allein er ist nach Grad und Richtung veränderlich, wie das künstlich erzeugte Bedürfnis nach einem Genussmittel.

Man kann sich den Hunger, und zwar sowohl das Essverlangen, als das Hungergefühl, durch Enthaltung von Nahrung ganz oder zum Theile abgewöhnen, man kann ihn, nachdem man ihn verloren, durch Essen sich wieder anerziehen, und schließlich ändert er sich in Bezug auf den Gegenstand seines Verlangens und seiner Befriedigung durch Veränderung der Nahrung.

Mäßigkeit im Essen schwächt seine Lebhaftigkeit, die Essgier lässt nach, vollständiges Fasten beseitigt ihn gänzlich. Der florentinische Professor der Physiologie Luigi Luciani, unter dessen wissenschaftlicher Aufsicht der „Hungerkünstler" Giovanni Succi dreißig Tage lang hungerte, bezeichnet es als eine „nicht nur durch das Thierexperiment, sondern auch durch das übereinstimmende Zeugnis aller Fastenkünstler bestätigte Erfahrung, dass das peinliche Hungergefühl eine vorübergehende Erscheinung ist, die durch die Fortsetzung des Hungerns nicht wächst, sondern im Gegentheil nach ein

paar Tagen verschwindet". Succi's Fühllosigkeit gegen Mangel an Nahrung habe man durch eine Art angeborner Unempfindlichkeit der Sinnescentren zu erklären gesucht. „Allerdings," meint Luciani, „besitzt Succi eine solche centrale Unempfindlichkeit, sie ist aber erworben und nicht die Ursache des langen Fastens, sondern die Folge."

Professor Luciani ist der Ansicht, der Hunger rühre von einer „besonderen Züchtung des Nervensystems" her. Die Nerven, die an rhythmische Erregung durch die Ernährung gewöhnt seien, empfänden auch rhythmisch das Bedürfnis nach der längs des Magendarmrohres verlaufenden Erregung. Nach einer gewissen Zeit jedoch, deren Länge bei verschiedenen Menschen verschieden sei, eigne sich das Nervensystem eine Art von Anpassung an den Mangel an Erregung an, das Hungergefühl vergehe und kehre auch während des Fastens nicht wieder.[1])

Johannes Ranke, der an sich selbst Versuche über die Wirkungen des Hungerns anstellte, machte die gleiche Erfahrung wie Succi. Er enthielt sich einige Tage gänzlich der Nahrung und empfand gegen das Ende des zweiten Fasttages Schwere im Kopfe, Magendrücken und hatte ziemliches Schwächegefühl: „Nahrungsbedürfnis, Hungergefühl zeigte sich nicht mehr." Den stärksten Hunger hatte Ranke ungefähr dreißig Stunden nach der letzten Nahrungsaufnahme.[2]) Auch der Amerikaner Dr. Tanner, der vierzig Tage fastete, verlor nach den Zeitungsberichten „nach einer Anzahl von Tagen" den Hunger.

---

[1]) Luigi Luciani, Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen. Übersetzung von Sanitätsrath Dr. M. O. Fraenkel. Hamburg, L. Voss, 1890. S. 219—220, 113—114.

[2]) Dr. Johannes Ranke, Der Mensch. Leipzig, Bibliograph. Institut, 1887. I. Band, S. 304.

Bei zwei Hunden, die man zu wissenschaftlichen Zwecken hungern ließ, dauerte das Schmerzgefühl des Hungers, das sich durch Wimmern kundgab, drei bis vier Tage. Dann schien es erloschen, „so dass die Thiere selbst beim Anblick von Futter gleichgiltig blieben“.[1] „Hungernde Thiere, Hunde und Katzen,“ bemerkt C. von Voit,[2] „sind nur die ersten Tage unruhig und erwarten gierig das gewohnte Fressen; später sind sie ganz ruhig und scheinen keine eigentlichen Schmerzen zu empfinden.“

Durch das Essen wird der Hunger wieder erweckt oder neu geschaffen. „Das Hungergefühl kann,“ nach Ranke, „dadurch wieder erregt werden, dass durch anfänglich geringe normale Lebensreize, durch Zufuhr leicht verdaulicher Nahrung die Erregbarkeit der Magennerven wieder erhöht wird.“ Bei Ranke stellte sich einige Stunden, nachdem er nach dem Fasten eine Tasse Kaffee mit Milch genommen, wieder die gewöhnliche Esslust ein.[3] Man eignet sich jedoch, wie bei der Wiedergewöhnung an ein abgewöhntes Genussmittel, nur langsam wieder das frühere Verlangen an, der Ausgehungerte verträgt auch anfangs nur geringe Nahrungsmengen. Als Succi im Frühjahr 1896 in Wien eine Hungervorstellung gab, soll er einem Zeitungsberichterstatter, der ihn fragte, ob er sofort nach Beendigung der Fastentour wieder essen könne, geantwortet haben: „Nur langsam, sehr langsam gehe ich wieder zur regelmäßigen Nahrung über. Es macht mir viel größere Mühe, und es ist mit weit

---

[1] Luciani, Das Hungern, S. 113—114.

[2] C. von Voit, Physiologie des allgemeinen Stoffwechsels und der Ernährung (Handbuch der Physiologie, herausgegeben von L. Hermann. VI. Band, I. Theil. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1881). S. 564.

[3] Ranke, Der Mensch, I. Band, S. 304.

stärkeren Schmerzen verbunden, mich an das Essen zu gewöhnen als an das Hungern.“ [1])

Der Hungernde geht schließlich an Kräfteverfall zugrunde. Es ergeht ihm wie dem Säufer oder dem Morphiumsüchtigen, die sich zu sehr an den Brantwein und das Morphium gewöhnt haben und denen diese Stoffe plötzlich genommen werden. Der Körper eines Menschen, der sich zehn oder fünfzehn Jahre lang Morphium in größern Mengen beigebracht hat, ist dermaßen an dieses Reizmittel gewöhnt, dass er ohne dasselbe nicht mehr bestehen kann, und es ist vorgekommen, dass die gewaltsame Entreißung des Morphiums bei solchen Leuten einen Kräftezusammenbruch zur Folge hatte, der zum Tode führte. Der Hungernde verliert seine Körperkräfte nur durch die Entziehung von anderen Stoffen, an deren Zufuhr er gewöhnt war. Und beiden, dem Hungernden sowohl als dem entbehrenden Morphiumspritzer, führen die gewohnten Nahrungs- oder Reizstoffe neues Leben zu. „Glücklicherweise,“ sagt Dr. Erlenmeyer, indem er vom Kräfteverfall infolge der Entziehung des Morphiums spricht, „glücklicherweise besitzen wir ein souveränes Mittel, welches, rechtzeitig angewandt, alle Erscheinungen des Collapses und mit ihnen alle Gefahren für das Leben des Patienten mit absoluter Sicherheit zu beseitigen vermag. Es ist dies das Morphium.“ [2])

Der Hungernde erholt sich wieder, wenn ihm Nahrung eingeflößt wird. Doch gleichwie der Morphiumsüchtige durch den Wiedergebrauch des Morphiums rückfällig wird, und wie mit der neugewonnenen Lebenskraft auch seine alte

---

[1]) Wiener „Presse“ (Morgen-Presse) vom 10. März 1896.

[2]) Erlenmeyer, Morphiumsucht, S. 143. Beim Arsenik das gleiche (Bibra, Genussmittel, S. 387).

Sucht wieder in ihm auflebt, so verfällt der Hungernde durch Nahrungsaufnahme der ehemaligen Leidenschaft, der Essbegierde, wieder.

Aus all dem ergibt sich, dass der Hunger von vornherein der Erhaltung bedarf. Er vergeht, wenn er nicht beständig genährt wird. Von dem angebornen, mit auf die Welt gebrachten Hunger, den der Säugling in den ersten Tagen seines Lebens besitzt, ist im erwachsenen Menschen längst nichts mehr übrig. Der Hunger des Erwachsenen ist eigentlich seit langem schon eine erworbene Eigenschaft.[1])

Wie die Stärke des Hungers davon abhängt, wieviel man zu essen pflegt, so wird der Gegenstand seines Verlangens von der Art der Nahrung bestimmt. Menschen und Völker, ebenso die Thiere, haben eine Vorliebe für diejenigen Nahrungsmittel, die sie am häufigsten Gelegenheit haben zu genießen. Ein Irländer, der täglich fünf Kilogramm Kartoffeln zu sich nimmt, „befindet sich dabei seiner Meinung nach ganz gut, obwohl er schlecht genährt ist; ja er wird sich nicht gesättigt fühlen und über Hunger klagen, wenn er eine ausreichende und gute Nahrung in einem kleineren Volum erhält . . . Die an voluminöse Pflanzenkost (Mehlspeisen) gewöhnten Bauernburschen sind anfangs mit der Fleisch enthaltenden Menage in der Kaserne unzufrieden. Aus dem gleichen Grunde reichten die an die großen Mengen des schwarzen Commissbrotes gewöhnten gefangenen russischen

[1]) Man kann sich auch gewöhnen, weniger zu trinken, somit Durstgefühl und Durstbegierde verringern. „Unser Organismus kann... so trainirt werden, dass er relativ weit wasserärmer wird. Er bleibt dabei vollkommen gesund.“ (Ranke, Der Mensch, I. Bd., S. 309. Siehe dazu S. 311, Nachtigals Neger, und 313, die im Ertragen von Durst geübten Buschmänner.)

Soldaten in der Krim mit der Ration des mit Recht so gerühmten französischen Weizenbrotes nicht aus, es musste ihnen ein Zuschuss bewilligt werden. Die nämliche Erfahrung macht man an den für den Militärdienst ausgehobenen Bauernpferden, welche sich ebenfalls an die Ersetzung einer Portion Heu durch den weniger Raum einnehmenden Hafer erst gewöhnen müssen." [1])

Ändern sich die Nahrungsmittel, so ändert sich mit der Zeit auch der Geschmack. Leute, die sich das Fleischessen abgewöhnt haben und „Vegetarier" geworden sind, pflegen mit unverhehltem Ekel von den Thierleichen zu sprechen, welche die andern Menschen verzehren, sie haben die Begierde nach Fleisch verloren, Bratengeruch ist ihnen zuwider. [2]) Thiere lassen sich an die mannigfaltigste, für sie ungewöhnliche Nahrung gewöhnen. Und „hat man ein Thier einmal", sagt Darwin, [3]) „an eine unnatürliche Kost gewöhnt, was sich meist nur in seiner Jugend erreichen läst, so verschmäht es seine eigentliche Nahrung, wie es Spallanzani bei einer

---

[1]) Voit, Physiologie des allgem. Stoffwechsels, S. 493—494. — Über die „Feinschmeckerei" für Menschenfleisch, welche fortgesetzter Genuss desselben erzeugt, s. Richard Andree, Die Anthropophagie. Leipzig, Veit, 1887, insbesondere S. 14, 17 (Batta), 63 (Fidschi-Insulaner).

[2]) Vgl. Charles Darwin, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren. Übers. von J. Victor Carus. 3. Aufl. Stuttgart, Schweizerbart (Koch), 1877, S. 235 und 236—237, wo es heißt: „Es ist merkwürdig, wie leicht Abscheu oder Widerwille durch irgendetwas in der äußeren Erscheinung, in dem Geruche oder der Natur unserer Nahrung Ungewöhnliches erregt wird." Ferner Voit, Physiologie des allgem. Stoffwechsels, S. 424, 425.

[3]) Darwin, Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication. Übers. von J. V. Carus. 3. Ausgabe. Stuttgart, Schweizerbart, 1878. II. Bd. S. 323—324.

Taube fand, welche lange mit Fleisch ernährt worden war . . . Die Raupen der Bombyx hesperus leben im Naturzustande von den Blättern des Café diable; nachdem sie aber auf dem Ailanthus erzogen worden waren, wollten sie den Café diable nicht mehr anrühren und starben thatsächlich hungers."

Ein Wolf, der mit rohen Kartoffeln aufgezogen war, ließ Pferdefleisch, das ihm ein neuer Besitzer vorwarf, tagelang unberührt. Als ihm wieder Kartoffeln gegeben wurden, fraß er sie „mit Wolfsgier". Das Pferd „nimmt, wenn es daran gewöhnt wird, mit Behagen auch thierische Nahrung zu sich" und befindet sich dabei ganz wohl. Meerschweinchen, die zum Frühstück Kaffee mit Milch erhielten, zogen dieses Getränk zuletzt jeder andern Speise, auch reiner Milch, vor. Fischottern können durch Entwöhnung dahin gebracht werden, Fische nicht mehr anzurühren.[1]) Junge Thiere sind natürlich

[1]) Nach privaten Mittheilungen und nach Brehms Thierleben (Allgemeine Kunde des Thierreichs, 3. Aufl., von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut, 1890 ff., III. Bd., S. 54; I. Bd., S. 676). — Über die Hunde, die ihren instinctiven Geschmack für Fleisch verloren und Neigung zu Weintrauben, Fischen u. s. w. gewonnen haben, s. G. John Romanes, Die geistige Entwicklung im Thierreich (Deutsche Ausgabe, Leipzig, E. Günther, 1885, S. 254, nach Shaw), und Brehms Thierleben (II. Bd., S. 962); über den aus einem „friedlichen fruchtessenden Vogel" zum „blutdürstigen Fleischesser" gewordenen Kea (Nestor notabilis) auf Neu-Seeland Alfred Russel Wallace, Der Darwinismus (Übers. von Dr. D. Brauns, Braunschweig, Vieweg, 1891, S. 107) und W. Fr. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie (2. Aufl., Cöthen, 1875 f., II. Bd., S. 447). Bei Wallace (unter andern Fällen auf S. 107—109) wird auch einer Gans Erwähnung gethan, „welche von einem Goldadler ausgebrütet war und infolge der Anweisungen ihrer Adoptivmutter regelmäßig und mit augenscheinlich großem Behagen Fleisch fraß".

leichter dazu zu bringen, ihre Nahrungsneigungen oder Instincte zu ändern, als alte, bei welch letzteren die Gewohnheiten der Ahnen durch die im eigenen Leben angenommenen verstärkt sind.

Kräftiger und quälender noch als das Bedürfnis nach Ernährung ist das nach körperlicher Bewegung. Auch dieses Bedürfnis steht völlig unter dem Einflusse von Übung und Gewöhnung. Muskeln, die an häufige Zusammenziehungen gewöhnt sind, haben den Drang nach Thätigkeit, und eine Ruhe, deren Dauer über die Zeit der Erholung hinausgeht, wird von ihnen schwer ertragen. Wird jedoch eine Gruppe von Muskeln dauernd in Ruhe gehalten, so verschwindet jeglicher Bewegungsdrang. Ein Arm, der zur Heilung einer Verletzung einige Wochen oder Monate durch Binden oder Schienen in ein und derselben Lage gehalten wird, verliert das Bewegungsbedürfnis so vollständig, dass es Überwindung und Anstrengung kostet, ihn zu beugen oder zu strecken. Zugleich verursacht jeder Versuch, dies zu thun, Schmerzen, Turnweh, und es tritt bald Ermüdung ein. Werden die Bewegungsübungen fortgesetzt, so stellt sich allmählich auch wieder Bewegungsbedürfnis ein.

Überhaupt läſst sich gröſseres oder geringeres Verlangen nach körperlicher Thätigkeit anerziehen. Turner, Jäger, Bergsteiger besitzen es in höherem Grade als Stubenhocker, und durch einseitige Leibesübungen, wie Rudern oder Radfahren, werden auch einseitige Bewegungsbedürfnisse groſsgezogen. Sowohl der Grad der Neigung, körperlich thätig zu sein, und des Vergnügens daran, als das Maſs von körperlicher Arbeit, das ohne Anstrengung und Ermüdung ertragen wird, hängt vom Umfange der gewohnten Thätigkeit ab.

Das von innen, dem Gehirn aus unterhaltene und entwickelte Bewegungsbedürfnis zeigt sich somit dem Hunger, einem durch Reize von außen hervorgebrachten Triebe, ganz gleichartig. Und wie diese beiden Triebe, sind alle andern angebornen oder auf angeborne Keime zurückzuführenden Bedürfnisse oder Instincte abhängig vom Grade, der Häufigkeit und der Art der Erregung. Das Bedürfnis zu athmen wird durch regelmäßige Athemübungen zu einem wahren Lufthunger gesteigert, einem Hunger, der wieder vergeht, wenn die Übungen eingestellt werden. [1]) Allerdings kann man sich das Athembedürfnis nicht ebenso vollständig noch bei Lebzeiten abgewöhnen wie den Hunger. Mangel an Luft führt den Tod herbei, noch bevor das Bedürfnis vernichtet ist. Allein der Tod macht zunächst nur der Möglichkeit der Beobachtung ein Ende. Der Leichnam erzählt nichts von seinen Schicksalen, und wenn er in der Erde ruht, erfährt man nicht mehr von ihm, wie weit man sich an ein Leben ohne Luft und Athmen gewöhnen kann.

Ändert sich die Erregung, so ändert sich auch der

[1]) Ähnlicher Beobachtungen lassen sich viele anführen. So sagt W. Preyer (Über die Abhängigkeit der Harnmenge von der Häufigkeit der Blasenentleerung, im „Internat. Centralblatt für die Physiologie und Pathologie der Harn- und Sexualorgane", u. s. w., I. Bd., 1889/90, S. 26—27): „Es war mir schon längst aufgefallen, dass, je häufiger willkürlich die Blase entleert wird, umso häufiger sich Harndrang einstellt .... Es mag paradox klingen, ist aber wahr, dass häufige Blasenentleerung diuretisch wirkt." Mechanische Ursachen, wie sie Preyer für diese Erscheinung annimmt, dürften auch bei der durch Übung gesteigerten Thätigkeit anderer Secretionsorgane und dann der thierischen Organe überhaupt obwalten. — Gustav Jaeger (Die Entdeckung der Seele, 2. Aufl., Leipzig, E. Günther, 1880, S. 259) spricht davon, dass bei einmal gemachtem Anfang des Aderlassens oder Schröpfens der Drang hiezu zeitweise wiederkehre.

zugehörige einzelne Trieb oder das Gefühl. Durch größere Veränderungen in der Umgebung wird der ganze Charakter eines Menschen oder eines Thieres umgestaltet. Zu den Erfahrungen hierüber gehören diejenigen, die man mit verwilderten Menschen gemacht hat. Während das in gesitteter menschlicher Gesellschaft aufwachsende Kind das gesittete Wesen derselben annimmt, fallen Kinder und junge Menschen, die durch einen Zufall in die Wildnis verschlagen wurden und dort unter Thieren leben, völlig in thierische Art zurück.

Aus verschiedenen Zeiten sind Mittheilungen über solche, die sogenannten Wolfskinder, aufbewahrt.[1]) Im Jahre 1724 wurde auf einem Felde bei Hameln ein ungefähr dreizehn Jahre alter, nackter Knabe gefunden, der fern von den Menschen im Walde gelebt haben mufste. Man bekleidete ihn mit einem Hemd und Beinkleidern und brachte ihn ins Armenhaus von Hameln, „wo sich dann befunden, dafs derselbe ein gutes Gehör, aber keine Sprache gehabt, sondern vielmehr wie ein wilder Mensch bezeiget, indem er immer laufen wollte und mit größtem Widerwillen seine Veränderung ansah“. Peter, so wurde der Knabe genannt, „betrug sich in den ersten Wochen seines Gewahrsames gar thierisch, suchte durch Thür oder Fenster auszubrechen, setzte sich jedoch mitunter, auf Knien und Ellenbogen gestützt, auf seinen Strohsack und wiegte sich brummend hin und her, bis er einschlief. Brot wollte ihm anfangs nicht schmecken, hingegen schälte er gierig grüne Stöcke und kaute den Saft aus der Rinde, sowie aus Kraut, Gras, Bohnenstengeln u. s. w.“ Die Kleider wollte er von sich reißen und lieber nackt

[1]) Alle im Folgenden angeführten Fälle nach der verdienstlichen Zusammenstellung von Prof. Dr. A. Rauber, Homo sapiens ferus oder: Die Zustände der Verwilderten. Leipzig, Denicke, 1885.

gehen, „wie er denn auch sehr ungern und wider Willen Schuhe an den Füßen litt, indem er dabei sehr seltsame Geberden machte und dadurch seinen Unwillen zu erkennen gab".

Ein anderes verwildertes Kind, das Mädchen von Songi, kam 1731 in das Dorf Songi in der Champagne, wo es festgenommen und in Pflege gegeben wurde. Sie war neun oder zehn Jahre alt. Es kostete große Mühe, ihr den Genuſs von rohem, blutigem Fleisch und von Blättern und Wurzeln abzugewöhnen. Noch zwei Jahre, nachdem sie wieder unter Menschen gekommen, „hatte sie die Neigung, den Fisch im Wasser zu fangen, nicht verloren. So entkam sie einst aus dem Schlosse von Songi durch eine offenstehende Thür, die zu einem Teiche führte, warf sich völlig angekleidet in denselben, durchschwamm ihn und landete auf einer kleinen Insel, um hier Frösche zu fangen, die sie mit Behagen verzehrte." Brot verursachte ihr Übelkeiten, gekochtes Fleisch brachte sie zum Erbrechen.

Der Waldmensch, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei Kronstadt in Siebenbürgen gefangen wurde, brummte fortwährend, wenn ihn sein Aufseher vor sich hertrieb, und „dieses Gebrumme gieng in ein Geheul über, wenn er eines Waldes oder eines Baumes ansichtig wurde. Er schien dadurch seine Begierde nach seinem gewohnten Aufenthalte ausdrücken zu wollen." Außer der Gestalt und dem aufrechten Gange hatte er nichts Menschliches an sich, und „es war eine erbarmungswürdige Scene, dieses unbehilfliche Geschöpf zu sehen, wie es vor seinem Treiber brummend und wild herumblickend einherwankte und mit stumpfer Unempfindlichkeit gegen alles, was ihm vorkam, sich nach dem Aufenthalte der Raubthiere sehnte".

Der „irische Jüngling" hatte von Kindheit an unter

wilden Schafen gelebt und hatte „deren Natur angenommen“. Die gewöhnlichen Speisen des Menschen verschmähte er, verzehrte dagegen Gras und Heu mit demselben Behagen, wie die lüsternsten Schafe. Der „lithauische Knabe“, der in Gesellschaft von Bären gefunden wurde, besaß alle Sitten seiner ehemaligen Genossen. Er konnte nur schwer vermocht werden, aufrecht zu gehen, am liebsten rollte er sich zusammen, suchte nach Bärenart einen Winkel auf und trieb sich murmelnd darin umher. Er wollte nur Gras, Krautabfälle und rohes Fleisch essen. Seine Sehnsucht zog ihn nach den Wäldern, in die er auch immer wieder entfloh.

Erziehung brachte diese Verwilderten dem Cultur-menschen wieder näher. Der Peter von Hameln wurde zahmer und reinlicher und lernte menschliche Nahrung zu sich nehmen. Das Mädchen von Songi gewöhnte sich an die menschliche Lebensweise „so vollkommen, dass die früheren Nahrungsmittel schließlich Widerwillen bei ihr erregten“. Auch die anderen Wolfskinder legten in der Gefangenschaft ihre thierischen Neigungen, wenigstens zum Theile, ab.

Ein Gegenstück zu den verwilderten, nach Wildnis und Wald sich sehnenden Menschen bilden die gezähmten Thiere. Thiere, die vom Menschen an sich, an sein Haus und seine Pflege gewöhnt werden, büßen dadurch ein gut Theil ihrer angeborenen Instincte, ihrer Freiheitsliebe ein.

Bären, die unter Menschen aufgezogen werden, „arten förmlich zu Hausthieren aus“. Sie klammern sich an ihren Herrn, wenn er ihnen die Freiheit schenken will, „meilenweit tief in den Wald gebracht und dort verlassen, finden sie sicherlich den Weg zurück“. Ein paar junge, in menschlicher Gesellschaft und Wohnung aufgewachsene

Bären, die ausgesetzt werden sollten, wurden in einem Sack in den Wald getragen und dort ihrem Schicksale überlassen. Sie befreiten sich, liefen drei Meilen durch Sumpf und Wasser nach dem Hause ihres Besitzers zurück und „äußerten ihre Freude frühmorgens beim Einzuge dadurch, dass sie die Fenster zertrümmerten und durch diese hindurch mit brummendem Wohlbehagen dem altgewohnten Lager zusteuerten“.[1])

Brehm findet, es lasse sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken, als ein gezähmter junger Löwe, „welcher seine Freiheit, ich möchte sagen: sein Löwenthum, vergessen hat und dem Menschen mit voller Seele sich hingibt“. Junge Tiger werden als allerliebst bezeichnet, wenn man sie frühzeitig gezähmt hat. Sie folgen dann ihrem Herrn überallhin, „liegen hinter seinem Stuhle und geben ein eigenartiges, freudiges Schnauben von sich, wenn er sie liebkost“. Junge Hyänen „sind leicht zu zähmen und werden nicht selten sehr anhängliche Thiere“.[2]) Thiere der verschiedensten Arten sind durch den Umgang mit Menschen halb oder ganz ihrer angeborenen Wildheit entkleidet worden. Um ein Thier gänzlich zu zähmen, dazu bedarf es allerdings meist einer durch eine längere Reihe von Geschlechtern fortgesetzten Erziehung. Während kaum ein Thier schwerer zu zähmen ist, als das junge wilde Kaninchen, läſst sich kaum eines leichter zu Folgsamkeit und Zuthunlichkeit erziehen, als das Junge des Hauskaninchens, einer domesticierten Abart des wilden.[3])

---

[1]) Brehms Thierleben, II. Band, S. 230.

[2]) Ebendaselbst, I. Band, S. 456, 411; II. Band, S. 5.

[3]) Charles Darwin, Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl u. s. w. Übersetzt von H. G. Bronn. Nach der

Sehr schwer lassen sich Thiere zähmen, welche in höherem Alter gefangen werden. Bei diesen stehen der Erziehung zu neuen Neigungen und Sitten, wie bei der Gewöhnung an andere Nahrungsmittel, nicht nur die Gewohnheiten der Vorfahren, sondern auch diejenigen ihres eigenen, im Freien zugebrachten Lebens entgegen.

Vererbte Neigungen und Triebe lassen sich also, wie diese Thatsachen lehren, ändern, und zwar ändern sie sich auf gleiche Einwirkungen hin auf dieselbe Art und Weise wie die anerzogenen. Veränderungen der Art der Erregung verändern die Art des Gefühls und der Begierde, Steigerung oder Herabsetzung der Größe der Erregung erhöht oder verringert ihre Heftigkeit.[1])

Zwischen angeborenen und erworbenen Trieben bestehen auch sonst keine Verschiedenheiten anderer Art als zwischen erworbenen. Kein Gefühl und kein Begehren trägt eine Eigenschaft an sich, um derenwillen es ererbt oder erworben sein müsste, keinem läßt sich anspüren oder an seinen Äußerungen bei andern anmerken, ob schon die Eltern und Großeltern es besessen haben oder nicht. Dass altererbte seelische Eigenschaften in der Regel schwerer zu ändern sind, als neu angeeignete, das heißt, dass es

---

6. engl. Aufl. berichtigt von J. Victor Carus. 6. Aufl. Stuttgart, Schweizerbart, 1876. S. 294—295.

[1]) Schließlich ist die Verstärkung (oder Erhöhung der Heftigkeit) eines Gefühls oder eines Verlangens auch eine Neuschöpfung. „Jedermann ist mit der Wahrheit vertraut," sagt Herbert Spencer (Essays: Scientific, Political, and Speculative, vol. I., 1868, S. 314), „dass im Individuum jedes Gefühl verstärkt werden kann durch die Ausführung derjenigen Handlungen, die es erzeugt; und dass das Gefühl verstärkt wird, heißt, dass es durch diese Handlungen zum Theil gemacht wird."

längerer Zeit oder stärkerer Einwirkungen bedarf, um sie zu ändern, diese Verschiedenheit findet sich auch unter den erworbenen, von denen sich ebenfalls die älteren schwerer ändern lassen.

Ebensowenig, als im gegenwärtigen Zustande ein angeborener Trieb sich von einem anerzogenen unterscheiden läſst, ist an einem angeborenen, aber im individuellen Leben weiterentwickelten Triebe zu unterscheiden, wieviel von ihm angeboren und wieviel durch Gewöhnung oder Übung hinzuerworben ist. Was ein Mensch zu den ihm von seinen Ahnen hinterlassenen Körper- und Geisteskräften dazuerwirbt, verwächst mit dem Erbtheil so vollständig und unkenntlich, wie es nur bei Gebilden derselben Gattung, das heißt, derselben Herkunft der Fall sein kann. Wenn man die äußere Geschichte eines Gefühls oder eines Verlangens nicht kennt, das Gefühl oder das Verlangen selbst gibt nichts kund, ob es von früheren Geschlechtern herstammt oder erst im lebenden entstand.

Bei dieser Gleichartigkeit, welche die beiden Gruppen von Trieben, die ererbten und die erworbenen, zeigen, läſst sich denn wohl annehmen, daſs sie gleichem Boden entsprossen sind, und daſs die alten, ererbten, deren Ursprung und Entwicklung unbekannt und vom Dunkel der Vergangenheit verdeckt sind, auf keine andere Weise zustande gekommen sind, als die jungen, erworbenen, deren Entstehung und Entwicklung bekannt sind und sich noch jeden Tag beobachten lassen.[1])

Auch die angeborenen Neigungen, Leidenschaften und Gefühle sind anerzogen, durch Eindrücke und Erregungen

[1]) Vgl. Wilhelm Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie, II. Bd., 3. Aufl. Leipzig, W. Engelmann, 1887. S. 412—413.

von außen hervorgebracht, und nur von den Vorfahren auf die Nachkommen übertragen. Wenn die Vorfahren infolge von Veränderungen in den sie umgebenden Verhältnissen sich änderten, neue Eigenschaften annahmen oder alte ablegten, mussten auch die Nachkommen andere werden, das Erzeugte kann nicht gleich bleiben, wenn das Erzeugende sich ändert. Auch die geringfügigsten Änderungen der Erzeuger müssen in den Kindern ihre Spuren hinterlassen haben. Dabei sind die jüngsten Veränderungen in einem Geschlechte oder einer Familie verhältnismäßig vom größten Einfluss, die letzterworbenen Eigenschaften der Seele und des Leibes vererben sich am stärksten, aus demselben Grunde, aus dem die letzten Erinnerungen im Gedächtnis des einzelnen Menschen am frischesten und lebendigsten sind. Es zeigt sich dies schon darin, dass die Kinder viel eher und häufiger den Eltern oder Großeltern nachgerathen, als früheren Ahnen. Menschenkinder sehen nicht mehr wie die affenähnlichen Vorfahren des Menschengeschlechtes und noch weniger wie die lurchartigen der ganzen Classe der Säugethiere aus.

Die Vererbung erworbener Eigenschaften ist eine umso natürlichere Erscheinung, als sich im Leben der Kinder das Leben der Eltern nicht so sehr erneut, als fortsetzt. Der Übergang von einem Geschlecht zum nächstjüngeren erfolgt ohne irgendeine materielle Unterbrechung,[1]) Theile der Eltern wachsen in den Kindern weiter. Zeugung und Geburt sind keine Vorgänge anderen Wesens, als das Aufwachsen des Kindes zum Manne.

Nun ist es nur ein besonderer Ausdruck für die

[1]) Hermann Schaaffhausen, Anthropologische Studien. Bonn, Ad. Marcus, 1885 (XII. Über den Tod, Vortrag. S. 257).

Thatsache der Vererbung angeeigneter Eigenschaften, dass die Kinder an dem hängen und darnach verlangen, woran sich die Eltern und Voreltern gewöhnt haben. Sie übernehmen die Gewohnheiten oder die durch die Gewohnheiten so oder so geprägten Erregbarkeiten der Sinne, der Nerven und des Gehirns von ihren Vorfahren, wie der Mann die Gewohnheiten seiner Jugend, der Jüngling die der Kindheit übernimmt. Und mit den Gewohnheiten gehen die Gefühle und Begierden, die in ihnen ihren Boden haben, auf die Nachkommen über.

Wie alle übrigen vererbten Leidenschaften hat denn auch die Geschlechtsliebe in den Gewohnheiten der Vorfahren ihren Grund, in Gewohnheiten, die ihrerseits ihre Entstehung den Umständen verdanken, in welche die Vorfahren zufällig geriethen oder in die sie von einem Verhängnis geschleudert wurden.

II.

Die Entstehung der Liebe.

Mann und Weib lieben sich, sehnen sich danach, einander zu besitzen, weil sie einander in früheren Zeiten, in vergangenen Leben besessen haben.

Gleich dem Hunger, dem Bedürfnis zu athmen, sich zu bewegen, hat die Liebe ihre Wurzeln im gewohnten Leiden und Thun der Ahnen. Die Drüsen, Muskeln und Nerven, die dem Geschlechte als solchem dienen, wurden von den Menschen zu allen Zeiten erregt und geübt. Das bloße Dasein eines Menschen beweist, dass diese Übung bei keinem einzigen Paar seiner Vorfahren ganz ausgesetzt hat. Im heranwachsenden Manne, dem mannbar werdenden Weibe erwacht denn auch nur ein durch die Vermählungen der Vorfahren hervorgebrachtes Verlangen, wenn sich in ihnen das Begehren zu zeugen und zu empfangen zu regen beginnt. Durch das Zusammenleben in vergangenen Jahrhunderten und die gemeinschaftlich erlittenen Schicksale sind aber auch jene zarteren, den Kern der Geschlechtsliebe umhüllenden Wünsche und Gefühle, die Sehnsucht nach der bloßen Anwesenheit des geliebten Weibes oder Mannes, Freundschaft, Mitgefühl, in den beiden Geschlechtern entstanden.

Die besonderen, individuellen Neigungen eines Menschen in der Liebe haben in seiner besonderen Abstammung

ihren Grund. Es ist nicht die nächstbeste Frau, die einen Mann reizt. Meist schwebt ihm in seinen Vorstellungen ein besonderer Frauenschlag als begehrenswert vor, und nicht selten richten sich seine Wünsche auf ein einziges, von den andern wohlunterschiedenes Weib. Das macht, von Rasse zu Rasse, von Familie zu Familie waren es im Menschengeschlecht andere Frauen, deren Erscheinungen sich den Männern darboten und ihre Sinne trafen, und eines Mannes Liebe wird am leichtesten und heftigsten von demjenigen Weibe erregt, das am deutlichsten die Züge der Geliebten und Gattinnen seiner Väter zeigt. Damit ein Mann ein Mädchen oder eine Frau lieben kann, muss diese seinen eigenen weiblichen Vorfahren ähnlich sein, denjenigen Frauen, die die Liebe in seinen männlichen Ahnen entzündet und genährt haben.

Die einzige Ursache der Ähnlichkeit lebender Wesen ist jedoch, auch was die Angehörigen aufeinanderfolgender Geschlechter betrifft, Abstammung von denselben Eltern oder Voreltern.[1]) Ein Weib kann deshalb den weiblichen Vorfahren eines Mannes nur dann ähnlich sein, wenn es selbst von ihnen abstammt, desselben Blutes ist wie der Mann. Es hat darum in wirklicher, in Blutsverwandtschaft seinen Grund, wenn Liebende, wie es für sie so kennzeichnend, sich alsbald verwandt fühlen.

Die Lebenden lieben, was das Schicksal ihre Altvordern lieben gelehrt hat. Der Mann und das Weib vergangener Jahrhunderte oder Jahrtausende treten einander in ihren jugendlichen Nachkommen wieder gegenüber. Es ist ein

[1]) Bei Darwin, Entstehung der Arten, S. 495, heißt es: „. . . die Gemeinsamkeit der Abstammung, die einzige bekannte Ursache der Ähnlichkeit organischer Wesen . . .“

weltgeschichtliches Leben, das jedes echte Liebespaar gelebt hat, und durch die Liebe fällt in die Seele ein Abglanz der Anfangslosigkeit alles Daseins.

Um sich in einem neuen Leben wiederzuerkennen, dazu kann dem von der Vergangenheit füreinander bestimmten Paar jede Eigenthümlichkeit des Körpers dienen. Die Beiden erkennen sich an irgendeinem Zug des Antlitzes, am Spiel der Augen, dem Klang der Stimme, den Geberden, und durch die Sprache der Mienen und der Laute verräth sich ihnen auch bald das verwandte Gemüth.

Das Menschengeschlecht ist indessen in fortwährender Wandlung begriffen. So ist an Stelle der thierähnlichen Gesichtsbildung die dem Menschen eigenthümliche getreten, der Unterkiefer und die Backenknochen sind zurückgetreten, die Stirn hat sich gewölbt. Da nun im Gedächtnis der Gattung, dem Gedächtnis für die Zeit vor der Geburt oder der Erzeugung, nicht minder als in der Erinnerung für die Ereignisse des Einzellebens, die jüngsten Eindrücke in der Regel die stärksten sind, wird die Liebe vorzüglich von den auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehenden, in der Rasse oder der Familie zuletzt aufgetretenen Frauen und Männern bestimmt. Rückschläge in den Neigungen, nämlich das Ausfallen der Vererbung der Erwerbungen eines oder mehrerer der letzten Geschlechter, mögen vorkommen. Im allgemeinen wird jedoch ein Weib umso schwerer die Liebe der Männer, ein Mann die der Frauen zu erringen vermögen, je weiter sie in der Entwicklung zurückgeblieben, je ähnlicher sie ihren älteren Vorfahren sind.

Um für das andere Geschlecht volle Anziehungskraft zu besitzen, genügt es aber für das Weib oder den Mann nicht, die letzte Stufe der bisherigen Entwicklung erreicht

zu haben, diese Stufe muſs überschritten sein. Veränderungen erzeugen die bewuſste oder unbewuſste Erwartung neuer Veränderung, und zwar in der gewohnten Richtung und im gewohnten Maß. Wenn man hintereinander eine größere Anzahl von Gewichten hebt, von denen jedes etwas schwerer ist als das vorherige, und mitten in der Reihe befindet sich ein Gewicht, das mit dem vorhergegangenen gleich schwer ist, so hält man es nicht für gleich schwer, sondern für leichter als das vorhergegangene.[1]) Umgekehrt hält man das gleich schwere Gewicht für schwerer, wenn die Gewichte immer kleiner geworden sind. Bei dem an die regelmäßige Erhöhung oder Verminderung der Gewichte Gewöhnten bringt das gleich schwere Gewicht eine Art Enttäuschung hervor.

Auch die Entwicklung des Menschengeschlechtes bietet eine Reihe von Veränderungen dar, die sich bisher halbwegs an eine bestimmte Richtung und an ein gewisses Maß gehalten haben. Um den Wünschen eines Mannes volle Erfüllung zu verheißen und seinem Ideal von weiblicher Schönheit ganz zu entsprechen, muſs deshalb ein Weib nicht nur vom Schlage der letzten weiblichen Vorfahren des Mannes sein, ihre Eigenschaften müssen außerdem dasjenige Mehr oder Weniger aufweisen, das das Gattungsgedächtnis des Mannes auf Grund der bisher in der Körperbildung seiner Ahnen eingetretenen Veränderungen erwartet.

Da zum Beispiel die Hände der Frauen fortwährend, wenn auch von Jahrtausend zu Jahrtausend nur um ein Geringes, kleiner werden, muſs eine Frau, wenn sie gefallen soll, kleine Hände haben, Hände nämlich, die etwas kleiner sind, als die ihrer letzten weiblichen Ahnen. Dagegen müssen, da das

[1]) Oswald Külpe, Grundriſs der Psychologie. Leipzig, W. Engelmann, 1893. S. 43—44.

Gehirn sich immer mehr ausbildet, ihre Schädelmaße im Verhältnisse zum ganzen Körper etwas größer geworden sein. Hätte sich bei einem Weibe die Entwicklung überstürzt und überschritte die Veränderung in ihrem Äußeren das gewohnte geringe Maß, so würde dieses Weib, das vielleicht in tausend Jahren als vollendete Schönheit gelten würde, in der Gegenwart als ein Zerrbild angesehen.

Eine Frau, die eine tadellose Körperbildung besitzen und den größten Reiz auf den Mann ausüben soll, darf deshalb weder auf der Entwicklungsstufe ihrer letzten Ahnen stehen geblieben, noch darüber zu weit hinausgegangen sein. Sie muss das verjüngte und etwas verfeinerte, verklärte Abbild ihrer Mutter sein.

Wären die Abstammung eines Menschen und das Liebesleben seiner Ahnen vollständig bekannt, so könnte man auch im voraus sagen, welche individuellen Neigungen er in der Geschlechtsliebe haben werde. Die Kenntnisse, welche die Menschen von ihrer Herkunft und ihren Vorfahren besitzen, sind jedoch selbst in den günstigsten Fällen so dürftig und lückenhaft, dass sich die Vorgeschichte ihrer Liebe im einzelnen Falle nie mehr bloßlegen läßt. Hat ein Mann seine Liebesneigungen von seinem Vater, dieser wieder von seinem Vater und so fort in der geraden väterlichen Linie, so kann seine Liebe nur von Frauen bestimmt sein, die im Leben dieser Linie aufgetreten sind und sie mitgebildet haben. Möglicherweise Frauen von ganz anderer Art waren von Bedeutung, wenn der Mann seine Neigungen durch seine Mutter von einer der Linien empfangen hat, von denen sein mütterlicher Großvater abstammt. Die Verwicklungen, die sich bei halbwegs zusammengesetzter Abstammung durch die sich vervielfältigenden aufsteigenden Linien ergeben,

können sehr bald unübersehbar werden. In der Herzensgeschichte der männlichen Vorfahren eines Mannes können auch einzelne Frauen eine besonders wichtige Rolle gespielt haben, und es kann vorkommen, daſs ein Frauenschlag, der in einer Familie nur ein einziges- oder einige wenigemale erschienen ist, der aber besonders heftige Neigungen erweckte, dann von den Nachkommen Geschlechter hindurch beharrlich begehrt wird. Es wäre dies eine Vererbung der Neigung, ähnlich der Vererbung eines auffallenden körperlichen Merkmales, das plötzlich in einer Familie auftritt und dann lange Zeit dem Aussehen der Familienangehörigen das Gepräge gibt.

Wenn nun auch die Unvollständigkeit der Überlieferung, verbunden mit der Zusammengesetztheit und Verwickeltheit der in Frage kommenden Beziehungen, im einzelnen Falle es unmöglich macht, auf die Quellen zurückzugehen, so gibt es doch Anhaltspunkte genug für die Ansicht, daſs die Geschlechtsliebe, soweit sie angeboren ist, einstmals durch Gewöhnung erworben und dann vererbt wurde. Dies geht aus allen Beobachtungen hervor, die sich in der Gegenwart am Liebesleben des Menschen sowohl als der Thiere machen lassen. Was aber von der Liebe nicht ererbt, sondern neu erworben ist, wurde es auf dieselbe Art, wie sonst Leidenschaften oder Neigungen erworben werden, nämlich ebenfalls auf dem Wege der Angewöhnung.

Im Nachfolgenden sind einige von den Thatsachen angeführt, auf die sich diese Anschauung stützt.

Allenthalben in der Natur folgt die Geschlechtsliebe den Spuren der Blutsverwandtschaft. Thiere verschiedenen Geschlechts hegen im allgemeinen umso weniger Zuneigung zueinander, und Kreuzungen zwischen ihnen finden im Leben

im Freien umso seltener statt, je entfernter die Arten, denen sie angehören, miteinander verwandt sind.[1]) Von dem Grade der Neigung, mit welchem Thiere sich paarten, hat man auch schon auf den Grad ihrer Verwandtschaft geschlossen. Es würde, wie Darwin sagt, viel mehr Bastarde unter den Thieren geben, wenn sich dieselben nicht lieber mit der eigenen, als mit einer fremden Art paarten, und nahverwandte Arten werden durch ihre Abneigung, sich zu kreuzen, verschieden erhalten.[2])

Dabei brauchen die Thiere — es zeigt sich dies besonders bei den Kerfen — schlechterdings nicht die geringste Erfahrung aus ihrem persönlichen Leben darüber zu haben, welches Weibchen oder Männchen zu ihnen gehört, sie finden es trotzdem in den Schwärmen der Thiere im Walde heraus.

Wo eine Art — Art im Sinne der Thierkunde — in Unterarten und Abarten zerfällt, pflegt sich die Begierde an diese engeren Sippschaften zu hängen. „Die Hündinnen suchen sich, wenn man ihnen Freiheit läßt, die Hunde zur Paarung aus, und eine Bullenbeißerhündin wählt gewöhnlich einen ebensolchen Hund, eine Terrierhündin einen Terrier u. s. w.“[3]) Der mexikanische Alcohund gibt sich nicht gern mit Hunden anderer Rassen ab, und der haarlose Hund von Paraguay vermischt sich mit den Hunden europäischer Rassen weniger leicht, als diese untereinander.

---

[1]) Heinrich G. Bronn, Handbuch einer Geschichte der Natur. II. Bd., III. Theil. Stuttgart, Schweizerbart, 1843. S. 134, 163—164.

[2]) Darwin, Variieren der Thiere und Pflanzen, II. Bd., S. 87—88.

[3]) Wallace, Der Darwinismus, S. 262—263. — Die im Folgenden angeführten Beispiele von den Hunden und dem Damhirsch nach Darwin, Variieren der Thiere und Pflanzen, II. Bd., S. 87—88.

In drei englischen Forsten wurden lange Zeit zwei Unterarten des Damhirsches, dunkel- und hellergefärbte Thiere, zusammen in Herden gehalten, ohne dass sie sich je vermischt hätten. Schweres Lincolnshire- und leichtes Norfolkschaf, das auf derselben Trift weidete, hielt sich „wie Krähen und Tauben" auseinander.[1]) Das Anconschaf sondert sich, obwohl seine Rasse erst neueren Ursprungs ist, von der übrigen Herde ab, wenn es mit anderen Schafen in die Hürden getrieben wird.[2]) Auf einer der Faröerinseln beobachtete man, dass sich das einheimische halbwilde, schwarze Schaf nicht mit dem eingeführten weißen paaren wollte.[3])

Die von Europa nach Paraguay gebrachte Hauskatze hat „sich dort wesentlich verändert und eine entschiedene Abneigung gegen die europäische Stammform gewonnen". Ebenso „paart sich das europäische Meerschwein nicht mehr mit der brasilianischen Form, von der es wahrscheinlich abstammt". Das Porto Santo-Kaninchen, ein Abkömmling des im fünfzehnten Jahrhunderte nach Porto-Santo bei Madeira verpflanzten europäischen Kaninchens, läst sich mit diesem nicht mehr kreuzen.[4])

Vögel hängen nicht minder an ihrer Unterart oder ihrer Spielart. „Wir haben Grund, anzunehmen," sagt

---

[1]) Alfred Henry Huth, The marriage of near kin considered with respect to the laws of nations, the results of experience and the teachings of biology. Second edition. London, Longmans, Green, and Co., 1887. S. 257 (nach Darwin).

[2]) Darwin, Variieren, II. Bd., S. 88.

[3]) Wallace, Darwinismus, S. 263. — Über Hausrind und Büffel siehe Dr. H. Settegast, Die Thierzucht, 3. Aufl., Breslau, W. G. Korn, 1872. S. 52.

[4]) C. Claus, Lehrbuch der Zoologie. 2. Aufl. Marburg und Leipzig, N. G. Elwert, 1883. S. 122—123.

Darwin, „daſs Tauben beiderlei Geschlechts eine Paarung mit Vögeln derselben Rasse vorziehen, und Haustauben hassen alle die hochveredelten Rassen.“ Darwin, der sich viel mit Taubenzucht beschäftigte, glaubte oft zu bemerken, daſs Tauben verschiedener Rassen, wenn er sie miteinander paarte, zwar ihrem Ehegelübde treu blieben, aber doch eine gewisse Sehnsucht nach der eigenen Art beibehielten.[1])

Dergestalt hält sich die Liebe der Thiere auch an die feineren, oft die feinsten erkennbaren Merkmale der Verwandtschaft. Dabei bildet für diese Liebe selbst die allernächste Verwandtschaft kein Hindernis. Inzucht wird von den Thierzüchtern ohne Schaden nicht nur für die Schönheit und die Gesundheit, sondern auch für das Verlangen der Thiere oft außerordentlich weit getrieben. Nur in den äußersten Fällen, dann nämlich, wenn das von den Voreltern der Thiere her gewohnte Maß von Inzucht zu weit überschritten wird, stellt sich Überdruſs ein.[2])

Der Mensch besitzt von allen Thieren das feinste und empfindlichste Artgefühl, es wäre denn, daſs er sich selbst nur am genauesten beobachtet hätte. Es scheidet ihn nicht

---

[1]) Charles Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Übers. von J. Victor Carus. 3. Aufl. Stuttgart, Schweizerbart, 1875. II. Bd., S. 109; Variieren der Thiere und Pflanzen, II. Bd., S. 89.

[2]) Wie es J. Wright fand, der einen Eber mit dessen Tochter, Enkelin, Urenkelin und so weiter durch sieben Geschlechter paarte. Die aus dem letzten Geschlechte hervorgegangene Sau, die einzige ihres Wurfes, wollte sich mit jenem Eber nicht mehr paaren, that dies aber sofort mit einem anderen. Alfred H. Huth, Marriage of near kin, S. 265. Huth, der Kaninchen züchtete, fand, daſs bei denselben bei strenger Inzucht nach der vierten Generation eine Verminderung der Fruchtbarkeit eintrat, „ähnlich dem Überdrusse, den der Magen bei lang fortgesetzter gleicher Diät fühlen mag“. (Ebendaselbst, S. 286.)

nur eine fast unüberschreitbare Kluft in der Geschlechtsliebe schon von seinen nächsten Verwandten in der Thierwelt, er hat auch eine ausgesprochene Empfindung für die Verschiedenheiten innerhalb seiner eigenen Art. Die Liebe des Menschen geht den Verzweigungen, oft den jüngsten und zartesten Verästelungen der Rassen und Stämme nach. Nicht bloß zwischen den am auffallendsten verschiedenen Rassen, wie zwischen der indisch-europäischen und der Negerrasse oder zwischen der gelben mongolischen und der rothen amerikanischen Rasse, besteht eine zu großem Theile gewiss angeborne Abneigung, sich zu kreuzen, eine Abneigung, die erst durch längeren näheren Verkehr überwunden wird. Vielmehr überall dort tritt diese Abneigung zutage, wo bei kleineren oder größeren Völkern oder Bruchstücken von Völkern Verschiedenheiten im Körperbaue, in den Gesichtszügen, der Hautfarbe, dem Körpergeruche eine verschiedene Abstammung verrathen.

Die Völkerkunde bringt aus allen Erdvierteln Beispiele dafür bei.[1]) Der Norden Afrikas ist von mannig-

[1]) Die folgenden Beispiele von Rassen-, Stammes- und Kastenabneigungen und Zuneigungen nach Huth, Marriage of near kin, S. 105—106, 67, 95, 101, 144, 167 und 170, und nach Edward Westermarck, The history of human marriage, London, Macmillan and Co., 1891, S. 368, bei welch beiden Schriftstellern sich noch viele ähnliche Angaben finden. — In Betreff der Pflanzen spricht Darwin von dem überwiegenden Einflusse des eigenen Pollens einer Art über den einer anderen. Er meint, von den ungefähr zehntausend Species der Compositen würde jede ihren eigenen Pollen auswählen, wenn man die Pollen nacheinander auf die Narbe der Species brächte. „Diese Fähigkeit der Auswahl," fügt Darwin hinzu, „ist umso wunderbarer, als sie erlangt worden sein muss, seitdem die vielen Arten dieser großen Pflanzengruppe von einem gemeinsamen Erzeuger sich abgezweigt haben." (Entstehung der Arten, S. 120; Variieren, II. Bd., S. 412.)

faltigen Völkerschaften bewohnt, die ihre Ehen zumeist nach dem Gesetze Mohammeds schließen, Heiraten mit einem anderen Stamme aber trotz der gemeinschaftlichen Religion zu vermeiden trachten. Die tunesischen Mauren wollen sich ihre Gattinnen und Gatten nicht bei den Arabern holen, und ihre Abneigung, sich mit den Arabern zu verbinden, wird von diesen „herzlich erwidert“. Die Hal Ben Ali sind ebenfalls stolz auf die Reinheit ihres Blutes und heiraten deshalb nicht außerhalb ihres Stammes; eine Ausnahme machen sie höchstens mit den schönen Abd-el-Noor-Weibern. Die Ouled Sidi Sheiks erlauben ihren Töchtern nicht, Fremde zu heiraten, außer allenfalls Marabouts von sehr angesehener Familie. Die Tuarik wollen mit den Arabern keine Ehen eingehen, sondern heiraten immer untereinander. Von den Berbern im algerischen Süden sagt Solleillet, dass sie eine Heirat mit einer fremden Frau als den größten Schimpf betrachten.

Die Ghawazee in Arabien setzen gleichfalls ihren Stolz darein, ihre Rasse unvermischt zu erhalten, und gehen deshalb fast nie außerhalb ihres Stammes auf Brautschau. Die Parsen und Guebern in Indien halten ihr Blut so rein, dass sie noch heutigentags den Gestalten auf den alten assyrischen Bildwerken gleichen, sie schließen nur untereinander Ehen. Die indianischen Bergvölker Nord-Californiens verbinden sich, wenn überhaupt, so nur selten mit den Küstenindianern. Viele indianische Stämme von Paraguay sind zu hochmüthig, um sich mit Indianern anderer Farbe oder auch nur anderen Stammes zu verschwägern.

Mitunter erhalten sich versprengte Völkertheile oder von alten Völkern übriggebliebene Reste jahrhundertelang unvermischt in fremder Umgebung. Das Dorf Eten in Peru

wird von Indianern bewohnt, „die sich die Reinheit ihres Blutes seit den Zeiten der spanischen Eroberung bewahrt haben. In Antlitz und Körperbildung sind sie den Figuren auf Montero's Gemälde gleich, auf dem das Leichenbegängnis Atahualpa's dargestellt ist, auch ihre Tracht unterscheidet sich von der vor drei Jahrhunderten getragenen nicht. Sie zählen sechshundert Personen, und sie heiraten immer untereinander. Seit Menschengedenken ist es nicht vorgekommen, dass jemand von ihnen eine Fremde oder einen Fremden geheiratet hätte, und da es in einer so kleinen Gemeinschaft oft nicht leicht ist, passende Gatten zu finden, heiraten sich manchmal selbst Bruder und Schwester."

Die Hautponnais und Lyzelards von St. Omer in Frankreich haben ihre Rasse frei von jeder Beimischung durch die Nachbarn erhalten, seitdem sie um das Jahr 449 als Abkömmlinge von Sarazenen, Sachsen oder eines andern Volkes — man kennt ihre Abstammung nicht genau — ihre Niederlassung gegründet haben.

Die als Petits-Créoles oder Petits-Blancs bekannten Nachkommen französischer Ansiedler auf Réunion vermischen sich nie mit Halbblut. Trotz ihrer Armut „würden sie sich durch nichts verführen lassen, die Reinheit ihrer Rasse auch nur mit einem Tropfen Mischblut zu beflecken".

Innerhalb der einzelnen Völker setzen sich die Rasseneigenthümlichkeiten und damit die Rassenabneigungen gemeiniglich noch weiter fort, und zwar in den einzelnen Volksschichten, den sogenannten oder nicht sogenannten Kasten. Die Verschiedenheit derselben beruht in den meisten Fällen auf Verschiedenheit der Abstammung. Der Sanskritausdruck für Kaste ist Varna, das heißt Farbe, und in der Hautfarbe unterscheiden sich auch die indischen Kasten von-

einander. Bevor die arischen Stämme ins Land gedrungen waren und von demselben Besitz ergriffen hatten, war Indien von dunkler gefärbten Völkern bewohnt, mit den Ariern wurde ein helles Volk herrschend, und „die herbe Verachtung der Arier für fremde Völker, ihre Herrschsucht, ihre starken Rassen- und religiösen Abneigungen kamen in ihrem Classenstolz und in den Kastenunterscheidungen zum Durchbruch". Noch jetzt lassen sich die Sieger und die Besiegten in Indien körperlich unterscheiden.

Kasten sind zuweilen in Unterkasten geschieden, wofür ebenfalls Indien Beispiele bietet. So sind die indischen Brahmanen in zahlreiche Rassen gespalten, die wieder in Stämme oder Unterkasten zerfallen, und diese gehen ebenfalls Ehen untereinander nicht ein.

Beim Menschen besteht somit ebensowohl als beim Thier eine beträchtliche Vorliebe für die eigene weitere und auch engere Art.

In diesem Artgefühl hat es auch seinen Grund, dass jede Rasse sich für die schönste hält. „Fragt einen Indianer aus dem Norden," sagt Hearne, der jahrelang unter den Indianern gelebt, „was weibliche Schönheit sei, und er wird antworten: ein breites, flaches Gesicht, kleine Augen, vorstehende Backenknochen, drei bis vier breite schwarze Striche auf jeder Wange, eine niedrige Stirn, ein großes, breites Kinn, eine derbe gebogene Nase, eine lohfarbene Haut und bis zum Gürtel herabhängende Brüste." Es ist dies das Bild einer Indianerin mit scharf gezeichneten Rassenmerkmalen. Im Norden des chinesischen Reiches „werden diejenigen Weiber vorgezogen, welche die Mandschuhform haben, d. h. ein breites Gesicht, hohe Backenknochen, eine sehr breite Nase und außerordentlich große Ohren".

Die Europäer mit ihrer weißen Haut und der vorstehenden Nase werden von den Chinesen für häſslich gehalten. Die Eingebornen von Ceylon haben eine nach europäischen Begriffen nicht zu lange Nase, und doch waren „die Chinesen im siebenten Jahrhundert, gewöhnt an die plattgedrückten Züge der mongolischen Rasse, überrascht von den hervorragenden Nasen der Singhalesen, und Thsang schreibt von ihnen, sie hätten den Schnabel eines Vogels und den Leib eines Menschen“. Die Menschen in Cochinchina haben höchst kennzeichnende runde Köpfe und Gesichter, und die Frauen gelten dort für umso schöner, je auffallender die Rundung ihres Gesichtes ist. Ein rundes Frauenantlitz gefällt auch den Persern und wird von ihren Dichtern als Mondgesicht besungen. Die Siamesen haben eine kleine Nase mit auseinanderstehenden Nasenlöchern, einen breiten Mund, etwas aufgeworfene Lippen, ein merkwürdig großes Gesicht und sehr hohe und breite Backenknochen. Es ist daher, wie Darwin meint, keineswegs erstaunlich, daſs ihnen „Schönheit nach unserem Begriff fremd ist. Aber sie halten ihre Frauen für viel schöner als die Europäerinnen.“

„Als schön,“ berichtet Reichard, „gilt den Wanjamuesi (einem Negervolk in Mittel-Afrika), wie allen mir bekannt gewordenen Negerstämmen, ein Weib ohne eingeschnürten Gürtel, wenn der Körper von der Hüfte bis unter die Arme ungefähr die gleiche Breite hat — wie eine Leiter, sagt der Küstenneger — der Hals muſs lang und dünn „wie eine Schlange“ sein und die Ohren wie die eines Elephanten, d. h. ganz abstehend und groß.“

Von den Hautfarben wird immer die landesgewöhnliche am höchsten geschätzt. Einem Kaffern zu sagen, er habe eine lichte Haut, wäre für ihn keine Schmeichelei. Darwin hörte

von einem unglücklichen Kaffern, dass er so hellfarbig war, dass ihn kein Mädchen heiraten wollte. In Java muss ein Mädchen gelb sein, wenn es schön sein soll, und ein Mann von Cochinchina „sprach ganz verächtlich von der Frau des englischen Gesandten, dass sie weiße Zähne wie ein Hund und eine rosige Farbe wie die Kartoffelblüte habe“. Eine Farbe der Haut, „die die des Goldes übertrifft,“ ist auch das Ideal des Inders.

Nach Reade „lieben die Neger unsere Hautfarbe nicht. Sie haben auch eine Abneigung gegen blaue Augen und finden unsere Nasen zu lang, unsere Lippen zu dünn.“ Reade hält es nicht für wahrscheinlich, dass ein Neger als Bewunderer bloßer körperlicher Reize der schönsten Europäerin den Vorzug vor einer gutaussehenden Negerin geben würde.

Stark behaarte Völker schätzen üppigen Haar- und Bartwuchs, schwach behaarte suchen auch der wenigen Haare, die sie haben, sich zu entledigen. Von den Japanerinnen sagt Veitch, dass sie alle „gegen unsere Backenbärte Einwendungen machten, sie für sehr hässlich hielten und uns zuredeten, sie abzuschneiden, um wie Japaner auszusehen“.[1]) Auch was die Haargattung betrifft, richtet sich der Geschmack nach dem schon Vorhandenen. Die Europäerin ist der Natur für das leichtgelockte Haar, das diese ihr verliehen, dankbar, für die Schönheit der Japanerin ist „reiches,

---

[1]) Die vorstehenden Mittheilungen über die Verschiedenheiten des Schönheitsbegriffes nach Darwin, Abstammung des Menschen, II. Bd., 19. Capitel, und Dr. H. Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde, 3. Aufl., bearbeitet von Dr. Max Bartels, Leipzig, L. Fernau, 1891, S. 64 ff. Siehe auch Westermarck, Human marriage, S. 257—264.

schlichtes Haar, glänzend schwarz und seidenweich, eine Hauptbedingung. Hat eine Japanerin das Unglück, gewelltes oder gelocktes Haar zu besitzen, und öfter kommt dies vor, so verwendet sie ebensoviel Sorgfalt und Mühe auf das Glätten desselben, als Damen in Europa mit Brenneisen und Papilloten der versagenden Natur nachzuhelfen trachten.“ [1])

So wechselt das Ideal weiblicher und männlicher Schönheit mit den Völkern. Einem Manne gefallen am besten die Frauen und Mädchen, einer Frau die Männer des eigenen Volkes. Ein gut Theil dieser Vorliebe ist sicherlich anerzogen und zugleich mit der Gewohnheit, Angehörige der eigenen Rasse um sich zu sehen, entstanden. Aber auch für den angeborenen Keim dieser Vorliebe läſst sich keine andere Ursache der Entstehung finden, als eben die Gewöhnung.

Wenn die Geschlechtsliebe eine vererbte Gewohnheit ist, so kann es nicht anders sein, als daſs sie mit all ihren Fasern, ihrem ganzen Fühlen und Verlangen an der Rasse, der Art hängt, daſs sie, treu ihrer Vergangenheit, so hartnäckig den Linien und Seitenlinien der Abstammung folgt. Ein unmittelbarer Schluſs aber, daſs die Liebe trotz ihres romantischen Gehabens eine, wenn auch längst von den Ahnen angenommene Gewohnheit ist, läſst sich daraus ziehen, daſs sie alle Eigenschaften einer solchen besitzt.

Beim Menschen und beim Thiere sind die Liebesbegehren und Liebesgefühle so wenig fest und beständig, daſs sie sich wie nur irgendeine Gewohnheit zu ändern beginnen, sobald sich die Umstände, mit denen sie in

---

[1]) Freiherr v. Meyern-Hohenberg, Skizzen aus Japan. Einiges über die Japanerin. (Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ vom 19. Januar 1895.)

Beziehung stehen, geändert haben. Thiere, die sich selbst überlassen sind und vollkommen freie Wahl haben, suchen sich mit höchst seltenen Ausnahmen ihresgleichen, Thiere derselben Gattung oder Art, zu Ehegenossen. Sie können jedoch vermocht werden, diesen Instinct abzulegen, und zwar dadurch, dass man sie Thieren einer andern Art näher bringt, sie an diese gewöhnt und durch sie ihre Brunst stillen läst.

„Pferde und Esel kreuzen sich nicht freiwillig," sagt Brehm, „und es bedarf deshalb die Maulthierzucht immer der menschlichen Beihilfe." Es gelingt jedoch, „Pferd und Esel zur Paarung zu bringen, wenn man beide von Jugend auf aneinander gewöhnt, also zusammen aufgezogen hat. Hierdurch verlieren die Thiere einen guten Theil der natürlichen Abneigung. Bereits die alten Römer sorgten dafür, dass Esel und Pferde, welche zur Maulthierzucht benutzt werden sollten, ununterbrochen beisammen lebten; die Spanier und Südamerikaner wenden dieses Verfahren noch heute an. So gibt man die jungen Eselsfohlen wenige Tage, nachdem sie geboren sind, säugenden Pferdestuten bei, deren Mutterliebe in den meisten Fällen alle Abneigung gegen das aufgedrungene Pflegekind besiegt. Zwischen der Alten und dem Säuglinge bildet sich nach kurzer Zeit eine innige Anhänglichkeit aus, welche so weit gehen kann, dass der junge Esel gegen seinesgleichen einen größeren Widerwillen zeigt, als gegen Pferde. In Südamerika soll es Eselhengste geben, welche durchaus nicht mehr zu einer Paarung mit Eselinnen zu bringen sind." [1])

---

[1]) Brehms Thierleben, 2. Aufl., III. Bd., S. 44—45. — V. Hensen, Physiologie der Zeugung. (Handbuch der Physiologie, herausgegeben von L. Hermann, 6. Bd., II. Theil, 1881.) S. 188. —

Beim Menschen lehrt alle Erfahrung, daſs häufige Bethätigung der Geschlechtsliebe zugleich mit der Kraft den Genuſs und die Begierde erhöht, während Enthaltſamkeit zugleich mit der Kraft Genuſs und Verlangen verringert.[1]) Die unmittelbare Folge ausgeübter Liebe ist immer, wie bei allen befriedigten Leidenschaften, die entgegengesetzte, Genuſsfähigkeit und Begierde sind erloschen, die Kraft erschöpft. Die Nachwirkung dagegen — und diese ist es, die sich im Wachsthum, in der Entfaltung eines Triebes äußert — steht im geraden Verhältnis zur Übung des Geschlechtstriebes. Die katholische Kirche verpflichtet ihre Priester zu Ehelosigkeit, zu völliger Keuschheit, wohl wissend, daſs dies das einzige Mittel ist, um das Begehren nach irdischer Liebe in ihnen zu ersticken. Auch der buddhistische Mönch muſs alle Sinnlichkeit zu ertödten trachten, und er darf deshalb während seiner Prüfungszeit keine Frau berühren oder ansehen, weil seine Keuschheit sonst in Gefahr kommen könnte.[2]) Vermeidung jeder Anregung, Enthaltſamkeit bis in die Gedanken kann allein den Dämon der Sinnlichkeit besiegen.

Wie Stieglitzmännchen zur Paarung mit Kanarienweibchen zu bringen sind, s. A. E. Brehm, Gefangene Vögel, I. Theil, I. Bd., Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1872, S. 324, 325—326. Über Paarung von Sittichen verschiedener Arten, s. Brehms Thierleben, 3. Aufl., II. Bd., S. 272. — „Haushenne und Perlhahn paaren sich von selbst, wenn man sie miteinander aufzieht." Bronn, Handbuch einer Geschichte der Natur, II. Bd, 3. Theil, S. 174.

[1]) Vgl. Dr. R. v. Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis mit besonderer Berücksichtigung der conträren Sexualempfindung. 7. Aufl. Stuttgart, Ferd. Enke, 1892. S. 47—48, 49.

[2]) Heinrich Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Übers. von H. Jacobi. Leipzig, O. Schulze, 1882. II. Bd., S. 3.

Und wie mit der Begierde, so verhält es sich mit dem Gefühl. Die Wollust sinnlicher Liebe lehrt erst der reichliche, dann und wann durch Tage der Entbehrung unterbrochene Genuſs kennen, der Büßer ist des Gefühls bar und des Genusses unfähig, und der Anfänger in der Liebe erfährt gewöhnlich eine bittere Enttäuschung.

Das Weib ist im allgemeinen, da es in der Vergangenheit, den ganzen früheren Jahrtausenden viel weniger sinnlich geliebt hat, als der Mann, auch viel weniger sinnlich veranlagt, und bei mancher Frau stellt sich das volle Vergnügen bethätigter Geschlechtsliebe, wenn überhaupt, „doch erst nach längere Zeit regelmäßig ausgeübtem sexuellen Verkehr" ein.[1]) Diejenige Erregung eines Sinnes, die später als Befriedigung der sinnlichen Begierde auftritt, ist, wie überall, so auch hier die Ursache der Entstehung dieser Begierde.

Der Richtung nach ändert sich der Geschlechtstrieb, mag sich im übrigen seine Stärke ändern oder nicht, durch jede von der gewöhnlichen abweichende Befriedigung. Jede „unphysiologische Reizung" verringert die Neigung zur „normalen". „Zahlreiche junge Leute," sagt Hammond, indem er von einem schon in der Bibel erwähnten Laster spricht, „können der Versuchung nicht widerstehen. Natürlich finden sie nach ihrer Verheiratung, daſs der legitime Verkehr ihren Sexualtrieb wenig befriedigt und daſs er auch ihre sinnlichen Begierden viel weniger erregt, als die üble Gewohnheit, der sie bisher gehuldigt haben." Die Neigung

---

[1]) Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, herausgegeben von H. Ebbinghaus und A. König, Hamburg und Leipzig, L. Voſs. I. Bd. 1890. S. 127—128.

zu derartigen Ausschweifungen wird, wie ein Arzt bemerkt, „durch Gewohnheit triebartig“.[1])

Die sogenannte conträre Sexualempfindung scheint ebenfalls ihren Grund in einer durch die Umstände geschaffenen Gewohnheit zu haben. Wenn dem Manne das Weib, dem Weibe der Mann fehlt, entsteht leicht „homosexueller“ Verkehr, und das „gezüchtete Laster“ führt „allmählich zu erworbener conträrer Sexualempfindung, mit Abscheu vor dem Umgange mit dem anderen Geschlechte“.[2]) Dabei nimmt die also erworbene Liebe ein vollkommen natürliches Aussehen an; wie die Liebe des Mannes zum Weibe, zeigt sie Aufopferungsfähigkeit und Schwärmerei, Anbetung des geliebten Wesens und glühende Eifersucht.

Geheilt werden „Conträrsexuale“ dadurch, dass sie genöthigt werden, den Verkehr mit dem eigenen Geschlechte aufzugeben und sich dem anderen zuzuwenden. Der Widerwille gegen das Weib fängt dann an beim Manne abzunehmen, aus dem geregelten Umgange mit Frauen „kann der Trieb zum Weibe entstehen“.[3])

Die auf das eigene Geschlecht gerichtete Liebe scheint immer und überall unter den Menschen verbreitet gewesen zu sein. Die Eingeborenen des alten Mexiko kannten sie, die Griechen betrachteten sie als die Blüte der Liebe, von den Römern wurde sie geübt. „Über die Normannen klagte der Abt von Clairvaux, dass sie die Zeiten des alten

---

[1]) Dr. A. Frhr. v. Schrenck-Notzing, Die Suggestions-Therapie bei krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes 2c. Stuttgart, Ferd. Enke, 1892. S. 18, 20, 21, 26. — Die erwähnte Bibelstelle befindet sich Erstes Buch Mosis, 38. Cap., 9.

[2]) Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, S. 429—430.

[3]) Schrenck-Notzing, Suggestions-Therapie, S. 209.

Sodom erneuert und überall, wo sie landeten, die Knabenschändung verbreitet haben." [1]) Kriegszüge, überhaupt Unternehmungen, auch Spiele, bei denen Männer ohne Frauen versammelt waren, dürften die geschichtliche Haupturſache der Entstehung der verkehrten Liebesempfindung bei den Männern gewesen sein. Von den Skythen heißt es, dass diese Liebe bei ihnen durch das Nomadenleben miterzeugt worden sei, da sie auf ihren Zügen nicht von ihren Frauen begleitet waren, und bei den alten Griechen „blühte die Pädophilie da am meisten auf, wo die Gymnastik in den Gymnasien und Palästren am eifrigsten betrieben wurde". [2])

Da nun Conträrsexuale ganz gut Kinder haben können, scheint es, dass ihre Art von Liebe durch den Verkehr junger Männer miteinander in Zeiten von Mangel an Frauen erworben, immer von neuem erworben und dann, wenn die Männer zu den Frauen zurückgekehrt waren, vererbt wurde. [3]) Die angeborene verkehrte Geschlechtsneigung durchläuft auch in ihrer Entwicklung beim einzelnen Menschen die gleichen Stufen wie die erworbene. [4])

Einige Jahre können hinreichen, die geschlechtlichen Neigungen eines Menschen beträchtlich zu ändern, bis zu einem gewissen Grade eine neue Liebe in ihm entstehen zu lassen. Der Geschlechtstrieb kann durch Übung außerordentlich gekräftigt, durch Entziehung des Reizes und Mangel an Übung geschwächt, vielleicht ganz zum Erlöschen

---

[1]) Cesare Lombroso, Der Verbrecher in anthropolog., ärztl. und juristischer Beziehung. In deutscher Bearbeitung von Dr. M. O. Fraenkel. Hamburg, J. F. Richter, 1887—1890. I. 42—43.

[2]) Schrenck-Notzing, Suggestions-Therapie, S. 141, 136.

[3]) Vgl. dazu Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, S. 230

[4]) Ebendaselbst, S. 230.

gebracht werden, und seine Richtung, das Ziel seiner Wünsche kann verändert, wenn nicht geradezu verkehrt werden. Wenn nun eine verhältnismäßig so kurze Zeit genügt, derartige Umgestaltungen an diesem Triebe zu bewerkstelligen, so werden wohl auch die hunderttausende von Jahren, welche die Geschichte des Menschen umspannt, hingereicht haben, zu schaffen, was dem Menschen an Liebesinstinct angeboren ist, und sie werden keine anderen Kräfte hiezu gebraucht haben, als die Gegenwart sie benöthigt, um Veränderungen daran hervorzubringen.

Zwei Menschen können einander, auch ohne dass Geschlechtsliebe im Spiele wäre, besonders sympathisch sein. Es gibt auch eine vererbte Freundschaft, eine Freundschaft auf den ersten Blick, und wieder lehrt die Gegenwart, wie Freundschaftsgefühle entstehen und wie sie, danach zu schließen, in der Vergangenheit entstanden sein mögen. Es ist einfach das durch äußeren Zwang oder durch Zufall herbeigeführte dauernde Zusammenleben, das Freunde macht, die Gewohnheit, sich täglich zu sehen, mitsammen thätig zu sein, schwere und heitere Stunden in Gemeinschaft zu verbringen.

Recht ein Beispiel, wie das Schicksal Freundschaft stiftet, liefert ein Fall aus dem Thierleben.[1]) Die südrussischen, auf der Steppe aufgewachsenen Rinder sind „unbändig wild, widerspenstig und dabei so faul, dass man ihrer acht bis zehn an einen Pflug spannen muss, wenn man wirklich etwas leisten will. Um sie an das Joch zu gewöhnen, treibt man ein Paar in einen Hof, wirft ihnen eine Schlinge um die Hörner und zieht sie nunmehr bis an einen Pfahl, wo man ihnen dann das Joch auf den Nacken legt. Sobald dasselbe gehörig befestigt ist, treibt

[1]) Brehms Thierleben, 2. Aufl., III. Bd., S. 437.

man sie wieder zur großen Herde auf die Steppe und läſst sie weiden. Alles Streben, des Joches sich zu entledigen, hilft ihnen nichts; sie gewöhnen sich endlich daran und werden schließlich so anhänglich einander, daſs sie, auch wenn sie frei vom Joche sind und unter den anderen weiden, immer sich zusammenhalten und einander in allen Nöthen beistehen.“

Allerdings scheint es, als könnten Liebes- und Freundschaftsgefühle auch noch auf einem anderen Wege entstehen, als durch Gewöhnung. Ein Mensch, der ein Thier füttert, ein reicher Mann, der einem armen Geld schenkt, glaubt sich nicht nur dessen Dankbarkeit, sondern auch dessen Liebe zu erwerben. Allein dies ist eine Liebe durch „Association“, eine von der Wohlthat auf den Wohlthäter übertragene Liebe, die ohne die Wohlthat sich nicht gebildet hätte. Eine solche Liebe ist so wenig eine echte, wie die eines Mannes zu einem Mädchen, das er ihres Geldes wegen liebt. Nicht das Mädchen hat dann eigentlich die Liebe erregt, sondern das Geld. Eine ähnliche Liebe ist die zu einem an sich wertlosen Andenken an eine theuere Person.

Wenn man nun überblickt, was im Menschengeschlechte an Liebe, an sinnlicher und platonischer Liebe zum anderen Geschlechte sowohl als an Freundschaft vorhanden ist, so stellt sich alles, soweit es nicht einer nach der Geburt angenommenen Gewohnheit entsprungen ist, als aus ererbten Gewohnheiten hervorgegangen dar. Insbesondere die Geschlechtsliebe trägt so sehr den Charakter einer Gewohnheit oder einer auf Gewohnheit beruhenden Leidenschaft zur Schau, daſs man gezwungen ist, aus der Familienähnlichkeit auf wirkliche Verwandtschaft zu schließen.

Von den Frauen, mit denen ihn das Schicksal oder

ein Gott zusammengeführt und zusammengekettet hat, hat der Mann seinen Geschmack in der Liebe, seinen Sinn für weibliche Schönheit empfangen, und schrittweise hat sich dieser Geschmack verändert, indem das Weib infolge von Einflüssen des Himmels und der Erde, des Wetters und des Bodens, der Nahrung, der Anhäufung von Reichthum sich verändert hat und von einem Wesen thierischer Bildung zu ihrer modernen Art und Schönheit fortgeschritten ist. Jeder Veränderung in der äußeren Erscheinung und im Gemüthe und Geiste des Weibes ist die Neigung des Mannes durch Gewöhnung und Anpassung nachgefolgt. Und wie nun das Menschengeschlecht im ganzen und jede seiner Rassen in der Geschlechtsliebe in den gröberen Zügen die Gewohnheiten der Vorfahren wiederspiegeln, so hat die besondere, die Familiengeschichte und Vergangenheit des einzelnen Menschen dem Bilde seiner Liebe jene feineren und schärferen, farbigeren Linien hinzugefügt, durch die sich seine individuellen Liebesneigungen auszeichnen.[1])

Zugleich mit der Art und der Größe des Geschlechtstriebes haben sich Charaktereigenschaften vererbt, die in den beiden Geschlechtern infolge der verschiedenen Aufgaben, zu denen sie durch die Umstände erzogen wurden, und des Verhältnisses, in dem sie zueinander stehen, sich ausgebildet haben. Der Mann ist der stärkere Theil, die Frau ist schon durch die entstehenden Kinder an der freien Entfaltung ihrer Kräfte gehindert worden. Der Mann hat deshalb in der

[1]) Natürlich finden sich individuelle Zu- und Abneigungen in der Liebe nicht nur beim Culturmenschen. Sie sind sowohl bei Wilden als bei Thieren häufig beobachtet worden. Siehe z. B. Darwin, Geschlechtliche Zuchtwahl, und Westermarck, Human marriage, S. 216, 217—218.

Regel dem Weibe seinen Willen aufgezwungen, und daher die Neigung des Weibes, sich vom Manne beherrschen zu lassen. „Viele junge Frauen thun nichts lieber, als vor ihren Männern oder Geliebten auf den Knien liegen.“ [1]) All die männlichen Eigenschaften, durch die das Weib seit Jahrtausenden besiegt und unterjocht, freilich auch beschützt wird, Unerschrockenheit, körperliche und Willenskraft, Geistesgegenwart, achtet das Weib nicht nur in der Gegenwart am Manne, sondern verlangt es geradezu von ihm.

Unter den Männern waren es wieder die kräftigsten, gewandtesten und kühnsten, die sich am leichtesten Frauen zu verschaffen imstande waren, sich aber dann, schon wegen ihrer höheren Lebenskraft, nicht mit einer einzigen begnügten. Die Zustände bei den Naturvölkern, bei den Säugethieren überhaupt, bei denen es die Regel ist, dass das herrschende Männchen eine größere Anzahl von Weibchen besitzt, lassen darauf schließen, dass die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes nie von der Summe der Männer, sondern immer von einer Auswahl der stärksten, an Lebens- und Geschlechtskraft hervorragendsten abhieng, während an dieser Fortpflanzung stets eine verhältnismäßig große Zahl von Frauen betheiligt war. Die stärksten Männer bemächtigten sich der vorhandenen Frauen, die schwächeren giengen einfach leer aus, und während so die Frau gewöhnlich nur einen einzigen Mann besaß, war es bei denjenigen Männern, die für die Fortpflanzung des Geschlechtes in Frage kamen, die

---

[1]) Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, S. 139—140. Einige geschichtliche Beispiele dafür, dass das Weib es „nicht selten liebt, geschlagen und mishandelt zu werden“, bei Paul Mantegazza, Die Physiologie des Hasses, aus dem Italien. von Dr. R. Teuscher, Jena, H. Costenoble. S. 30.

Ausnahme, daſs sie nur ein Weib hatten.[1]) Das Menschengeschlecht hat zu allen Zeiten viel mehr Mütter als Väter gehabt, und aus der Abwechslung, die der Mann in der Vergangenheit genossen, und der beiweitem stärkeren Übung seiner Geschlechtskraft ist die Liebe zur Abwechslung und die heiße Begierde hervorgegangen, an der er noch in der Gegenwart leidet. Der Mann ist im allgemeinen viel verlangender und weniger treu und beständig, als das Weib.

Mit der gesammten Abstammung eines Menschen wäre die Gesammtheit der Ursachen seiner Liebe bloßgelegt. Allein die Beziehungen zu den Ahnen haben sich in dem fortwährend sich vermehrenden Menschengeschlechte auch mehr und mehr verwickelt, so daſs jetzt keine Möglichkeit mehr besteht, sie zu entwirren. Der einfachste Fall von Abstammung eines Menschen wäre der, daſs alle Glieder der Kette seiner Vorfahren aus Geschwisterpaaren bestünden. Bei einer Familie, in der es seit den ältesten Zeiten nur Geschwisterehen gegeben hätte, könnte man im voraus sagen, daſs von den Nachkommen Bruder und Schwester auch nur wieder einander würden zu Gatten haben wollen. In einer solchen Familie hätten sich durch die ununterbrochene Inzucht körperliche und geistige Eigenheiten entwickelt, von denen die Familienangehörigen immer schwerer ihr Herz loszureißen vermocht hätten, die für sie immer mehr zu Liebeserregungsmitteln oder, wie ein neueres Wort lautet, zu Liebesfetischen geworden wären.

[1]) „Vielweiberei war erlaubt bei den meisten alten Völkern, mit denen uns die Geschichte bekannt gemacht hat, und ist in unseren Tagen bei mehreren zivilisirten Nationen und bei der Masse der wilden Völkerschaften erlaubt." Westermarck, Human marriage, S. 431. Ebendas., S. 144—145, eine Liste von Völkern, bei denen bloß die Mächtigen Frauen besitzen und ein großer Theil der Männer zur Weiberlosigkeit verurtheilt ist.

Geschwisterehen konnten jedoch niemals in der Menschheit zur Regel werden, wenn es auch hie und da in einer Familie — bei dem altperuanischen Herrschergeschlechte der Inkas soll dies der Fall gewesen sein — vorgekommen sein mag, daſs sich mehrere Geschlechter hindurch Bruder und Schwester heirateten. Derselbe Grund, nämlich Mangel an passenden Gatten oder an Gatten überhaupt, der bei kleineren Volksstämmen zu Heiraten außerhalb des Stammes führte,[1]) muſste umsomehr zu Heiraten außerhalb der Familie führen, in welcher die Auswahl eine noch geringere ist. Und sobald man anfieng, Ehen mit Personen einzugehen, die nicht zur Familie im engsten Sinne gehörten, muſsten sich die Abstammungsverhältnisse verwickeln.

Wenn es aber auch längst nicht mehr möglich ist, sofern es je möglich war, im einzelnen Falle die Quellen der Liebe aufzudecken, wenn die ursächlichen Beziehungen, je mehr man ins Besondere geht, umsoweniger übersehbar werden, so läſst sich doch aus den Liebeszuständen in der Natur im allgemeinen und aus dem Wesen der Liebe ersehen, daſs auch die Liebe im einzelnen Falle vorher bestimmt ist durch die Verhältnisse, die zwischen den beiden Geschlechtern in der Vergangenheit bestanden haben. All die feinen Besonderheiten, durch die sich die Liebe eines Menschen von der aller anderen unterscheidet, haben in der Eigenart seiner Ahnen und der Liebesabenteuer derselben ihren Grund.

Wer nun auch nach dem Ursprung der Liebe, ihrer ersten Entstehung unter der Sonne forscht, der

---

[1]) „... wir gelangen zu dem Schlusse, daſs das Verbot, diejenigen zu ehelichen, die als nah verwandt betrachtet wurden, dieselben Ursachen hatte, durch welche Exogamie zur Nothwendigkeit wurde." Huth, Marriage of near kin, S. 18.

mag auf jenen Gedanken geführt werden, den Platon in die sinnvolle Mythe vom entzweigeschnittenen Menschen gekleidet hat. Ehemals, läſst Platon den Aristophanes im „Gastmahl" sagen, waren Mann und Weib ein Ganzes. Zeus zerschnitt das Doppelgeschöpf, und „jetzt sehnt sich jede Hälfte nach ihrer Hälfte". Und wenn jetzt ein Mensch „seiner eigenen Hälfte begegnet, dann wird er wunderbar ergriffen von Freundschaft, Vertraulichkeit und Liebe". Der Grund davon ist eben der, „daſs wir ursprünglich ganz waren, und die Begierde und das Streben nach dem Ganzen hat den Namen Liebe".

Mit weniger sinnbildlichen Worten, der Mensch stammt, wie alles Lebende, von einem Wesen ab, in dem die beiden Geschlechter vereinigt waren. Die dem Erdenstaub, aus dem auch der Mensch geformt ist, am nächsten stehenden Pflanzen und Thiere sind noch immer zweigeschlechtig oder ganz ungeschlechtig. Das Bild des Urahns des Menschen ist eine Pflanzen- oder Thierzelle, die sich theilt und deren Theile um deswillen, weil sie beisammen gewesen, wieder zueinander streben. Die Zeiten, denen das Menschengeschlecht seine Entstehung aus dem Schlamm des Meeres verdankt, sind längst abgeschieden, aber noch immer sind es zwei begierig sich suchende und sich vereinigende Zellen, aus denen jedes Menschenkind wird. Immer von neuem kehrt das Leben zu seiner Quelle zurück, um dann in jedem Lebenden nochmals den gewohnten Weg zu gehen, den das ganze Geschlecht seiner Vorfahren in langer, mühseliger Wanderung gezogen ist.

Denker und Dichter haben oft dem Gedanken Ausdruck gegeben, daſs die Liebe an ein früheres Leben anknüpft. Nach Platon waren die Liebenden einst in e i n e m Geschöpf

vereinigt. „Liebe auf den ersten Blick," sagt ein moderner Naturforscher,[1]) „das klingt wie eine Thorheit und ist doch beinahe eine Offenbarung. Es scheint, als erneuerten wir in der Liebe nur die Beziehungen eines früheren Daseins."

Schiller erblickt in seiner Liebe zu Laura das Walten der „Reminiscenz":

„Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, dass die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erlosch'ner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen
Schon in Eins zerronnen?
Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
Warst du in Äonen, die verschwunden....."[2])

Goethe, der Allesdurchschauer, denkt an Seelenwanderung, wenn er sich seine Liebe zu Frau von Stein erklären will. „Ich kann mir," schreibt er an Wieland,[3]) „die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären, als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die

---

[1]) Sir John Lubbock, The pleasures of life. Fourth edition. London, Macmillan and Co., 1889. Part II., S. 64.

[2]) Ähnlich in der „Braut von Messina":
„Fremd war sie mir und innig doch vertraut...
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet..."

[3]) Goethes Briefe, 3. Bd., S. 51—52 der großen Weimarer Ausgabe (Goethes Werke, IV. Abtheilung, 3. Bd. 1888). Das im Folgenden angeführte Gedicht: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke", steht I. Abtheilung, IV. Bd., S. 97—98.

Vergangenheit — die Zukunft — das All.“ Und in dem der Geliebten geweihten Gedichte: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke?“, ruft er aus:

„Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.“

III.

Das Gewohnte und das Ungewohnte im Seelenleben.

Liebe und die verwandten Leidenschaften und Triebe sind Wirkungen leidender Gewöhnung und thätiger Übung, kurzweg Gewohnheiten. Damit ist jedoch die Bedeutung von Gewöhnung und Übung nicht erschöpft. In der Entstehung und Entwicklung der Gefühle und Empfindungen überhaupt, einschließlich des Willens, somit im gesammten Leben der Seele, spielen die gewohnheitsmäßigen, dauernden oder sich wiederholenden Erregungen und Eindrücke und der Gegensatz von Gewohnt und Ungewohnt die erste Rolle.

Ein unangenehmes Gefühl entsteht durch eine der Art oder dem Grade nach ungewohnte Erregung, und es gibt keine andere Art der Entstehung unangenehmer Gefühle.[1]) Geht die Erregung nicht bald vorüber, sondern hält sie in gleicher Stärke an, so steigert sich anfangs die Heftigkeit des Gefühls, nimmt dann aber, zuerst schneller, später langsamer, mehr und mehr ab.[2]) Zuletzt tritt ein

[1]) Sigmund Exner (Entwurf zu einer physiolog. Erklärung der psychischen Erscheinungen, I. Bd., Leipzig und Wien, Fr. Deuticke, 1894, S. 335) sagt: „Eine unseren Instinkten zuwiderlaufende Erfahrung erweckt Qualen, und es gibt keine andere Art, Qualen (oder Schmerzen im weitesten Sinne) zu erwecken."

[2]) Bei Versuchen über Schmerzerzeugung mufste die Erregung von Zeit zu Zeit gesteigert werden, „da nach einiger Zeit immer

Zustand, das Gewohntsein, ein, in dem nichts mehr gefühlt wird. Die Erregung, die physikalisch fortbesteht, scheint alle Wirkung verloren zu haben, und solange sie auch fortbestehen mag, es kehrt weder das ursprüngliche, unangenehme Gefühl zurück, noch entsteht ein angenehmes. Wenn man die Heftigkeit von Gefühlen messen könnte, würde man wahrscheinlich finden, dass dabei stärkere unangenehme Gefühle, wenn auch unbedingt langsamer, so doch verhältnismäßig rascher abnehmen und vergehen als schwächere.

Je länger eine Erregung andauert und je gewohnter demgemäß der durch sie herbeigeführte Zustand geworden, desto unangenehmer wirkt dann wieder jede Veränderung dieses Zustandes, oder eine desto geringere Veränderung reicht hin, um unangenehm zu wirken.

Ein angenehmes Gefühl dagegen entsteht, wenn eine gewohnte Einwirkung wiederhergestellt wird, nachdem sie durch einige Zeit, doch nicht lange genug unterbrochen war, dass sich eine neue Gewohnheit hätte bilden können. Und es gibt keine andere Art und Weise der Entstehung angenehmer Gefühle.

Wenn man in seiner Stube an eine Wärme von vierzehn Grad Réaumur gewöhnt ist und man tritt in ein Zimmer mit zwanzig Grad, so wird man es daselbst zu warm oder zu heiß finden. Baldige Rückkehr in die gewohnte Stube würde diese angenehm kühl erscheinen lassen. Bliebe man jedoch ohne Unterbrechung Tage oder Wochen in dem wärmeren Zimmer, so würde sich das anfängliche unangenehme Hitzegefühl immer mehr verlieren,

---

Gewöhnung an den Schmerzreiz eintrat." E. Kröner, Gemeingefühl und sinnliches Gefühl (Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie, hrsg. von R. Avenarius, Leipzig. R. Reisland, XI. Jahrg., 1887, S. 165).

und die Wiederherstellung des früheren Zustandes hätte zuletzt nichts Angenehmes mehr, es würde einem in dem Zimmer mit vierzehn Grad unangenehm kühl oder zu kalt vorkommen. Ebenso würde man jede weitere Erhöhung der Wärme als unangenehm empfinden und sich daran erst von neuem gewöhnen müssen.[1])

Wärme und Kälte sind eine Quelle starker Gefühle, aber nur ungewohnte Wärme und Kälte oder die Wiederkehr der gewohnten. Was die verschiedenen Zustände von Gewohntsein an Wärme betrifft, wie das Gewohntsein an vierzehn und das an zwanzig Grad, so unterscheiden sie sich nur dadurch voneinander, dafs bei dem einen dieser, beim andern jener Grad von Wärme kein Gefühl mehr hervorruft. Vorhanden ist ein Gefühl bei keinem mehr.

Auch angenehme Gefühle stumpfen sich mit der Zeit ab. Unterbrechung oder Störung eines gewohnten Zustandes, Entbehrung der gewohnten Erregung und die Rückkehr derselben sind jedoch die Ursachen jeden Vergnügens, jeden Genusses. Das äußerste Glücksgefühl, das einem Menschen beschieden sein kann, bringt die Genesung von schwerer, schmerzvoller Krankheit, die Wiederherstellung der Gesundheit hervor — die Wiederkehr eines Zustandes also, der vor der Krankheit so gut als gleichgiltig war.

Bei allmählicher, stetiger Steigerung der Erregung tritt Gewöhnung an die Steigerung insofern ein, als in

[1]) Das neugeborene Kind hat die erste behagliche Wärmeempfindung, in der Regel überhaupt die erste angenehme Empfindung seit der Geburt, wenn es nach der Abkühlung, die es durch die Luft erfährt, in ein warmes, die Temperatur im Mutterleibe wiederherstellendes Bad gebracht wird. W. Preyer, Die Seele des Kindes. 3. Aufl. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1890. S. 87.

diesem Falle nicht nur dann ein unangenehmes Gefühl entsteht, wenn die Erregung ausbleibt oder schwächer wird, sondern auch wenn keine weitere Steigerung stattfindet. Fällt die Erregungsgröße beständig, so tritt im selben Sinne eine Gewöhnung an die Verminderung ein.[1])

Sich wiederholende Erregungen oder Reize sind von gleicher Wirkung wie fortdauernde, nur dass man sich umso später an sie gewöhnt, je länger die Pausen sind, die zwischen den einzelnen Wiederholungen vergehen. Und zwar ungerechnet die Zeit, die auf die Pausen selbst entfällt. Um sich an die üble Wirkung des Tabakrauches zu gewöhnen, etwa so weit, dass man eine Cigarre von bestimmter Sorte vollkommen gut verträgt, dazu mag es genügen, dass man ein halbes Jahr lang täglich eine Cigarre von dieser Sorte raucht. Die Bildung der Gewohnheit wird jedoch nicht zwei Jahre, sondern etwas längere Zeit in Anspruch nehmen, wenn man nur jeden zweiten Tag eine Cigarre raucht.

Im übrigen stumpft sich die Wirkung sich wiederholender Reize allgemach ebenso ab wie die anhaltender. Bei beiden müsste die Erregungsgröße immer mehr erhöht werden, wenn die Heftigkeit des unangenehmen Gefühls gleich bleiben sollte. Nur würde hiezu bei den sich wiederholenden eine umso geringere Erhöhung hinreichen, je größere Zwischenräume zwischen den Wiederholungen liegen.

Wie die Gefühle, büßen die Empfindungen im engeren Sinne an Lebhaftigkeit und Kraft ein und ver-

[1]) Natürlich gewöhnt man sich nicht nur an Veränderungen der Größe, sondern auch der Art der Erregung. Man gewöhnt sich an Abwechslung in jeder Beziehung — Hunger und Liebe liefern Beispiele genug dafür — und ist Abwechslung einmal gewohnt, so wird man der Einförmigkeit bald müde.

schwinden zuletzt ganz, wenn der Reiz, durch den sie anfangs hervorgebracht wurden, anhält oder häufig genug sich einstellt. „Wenn das Geruchsorgan durch einige Zeit sehr intensiven Gerüchen ausgesetzt ist, dann findet man, dass der Geruchssinn für solche Gerüche abgestumpft ist; nur in dieser Weise lässt sich erklären, dass gewisse Handwerker, wie z. B. Cloakenfeger, Gerber, Leimsieder u. s. w., mit der Zeit ganz indifferent gegen den ekelhaften Geruch ihres Gewerbes sind; wie Krebskranke die Ausdünstungen der Krebsgeschwüre, Anatomen und Chirurgen die stinkende Luft der Sectionssäle nicht mehr wahrnehmen.“ [1])

Ebenso leicht, als der Geruchssinn, ist der Geschmackssinn abzustumpfen. Auch Wärmeempfindungen vergehen sehr schnell. Hält man die Hand in kaltes oder warmes Wasser, so verschwindet bald alle Empfindung für die Kälte oder Wärme des Wassers. [2])

Doch nicht nur bei den niedrigeren Sinnen, auch bei den meistgeübten und deshalb feinsten, höchstentwickelten, dem Auge und dem Ohr, stellt sich zuerst Ermüdung und dann Gewöhnung ein. „Äußeres Licht von constanter Stärke, welches längere Zeit ununterbrochen auf die Netzhaut einwirkt, bringt eine immer schwächer und schwächer werdende Erregung derselben hervor. Ja, die Erregungsstärke kann, namentlich bei sehr schwachem Lichte, so abnehmen, dass sie

---

[1]) Handbuch der Physiologie der Sinnesorgane, II. Theil. Geschmackssinn und Geruchssinn, von M. von Vintschgau (Hermanns Handbuch der Physiologie, III. Bd., II. Theil, 1880), S. 282. Vgl. auch S. 248.

[2]) Vgl. die Zusammenstellung der über Wärmeempfindungen gemachten Erfahrungen bei Ewald Hering, Der Temperatursinn (Hermanns Handbuch der Physiologie, III. Bd., II. Theil), insbesondere S. 418, 426—427, 428.

überhaupt nicht mehr wahrgenommen wird.“[1]) Wenn man mit einem Auge bei geschlossenem andern eine gleichmäßig rothe Fläche betrachtet, verblasst das Roth binnen wenigen Minuten auffallend, die Farbe scheint förmlich unter der Betrachtung zu schießen. Öffnet man nach einer Weile das andere Auge, so erscheint diesem die Fläche in der alten lebhaften oder gesättigten Röthe. Man spricht bei derartigen Erscheinungen gern von Ermüdung des Sinnes oder der Nerven. Diese Ermüdung geht jedoch, wenn keine Erholung durch Aussetzen des Reizes eintritt, unmerklich in Gewöhnung über, bei der die eigentlichen Müdigkeitsgefühle verschwunden sind. Es wird zuletzt eine Farbe einfach nicht mehr gesehen, ein Geruch nicht mehr gerochen.

Ebenso wie das Gesicht für Licht und Farben, verliert man allmählich das Gehör für gleichmäßige Töne und Geräusche.[2])

---

[1]) H. v. Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik. 2. Aufl. Hamburg und Leipzig, L. Voss, 1886 ff. S. 511. Vgl. dazu Hermanns Handbuch der Physiologie, III. Bd., I. Theil, S. 222 ff., wo unter anderem gesagt wird, „dass die Endapparate des Sehnerven in sehr hohem Grade ermüdbar sind“.

[2]) „. . . . auch bei Tönen zeigt sich Ermüdung, und zwar vor allem eine specialisierte, d. h. das Gehör ist vorzugsweise für den Ton geschwächt, durch den es vorzugsweise oder ausschließlich erregt wurde.“ Karl Stumpf, Tonpsychologie. I. Bd., Leipzig, S. Hirzel, 1883. S. 361. — Stumpf meint jedoch, dass „die Ermüdung durch unmittelbar vorangegangene Reize . . . beim Ohre weniger evident sei, als beim Auge, da sie viel langsamer, bezw. in geringerem Maße eintrete“ (S. 360). Ferner sagt Stumpf: „Im allgemeinen (nämlich abgesehen von den höchsten Tönen) lässt sich sagen, dass das Hören viel langsamer vergeht, als das Sehen.“ (S. 362; s. auch S. 18.) Wogegen Friedrich Jodl (Lehrbuch der Psychologie, Stuttgart, Cotta, 1896, S. 209) der Ansicht ist: „Wir können einen und denselben Gesichtseindruck oft hinter-

Buchstäblich genommen, wäre deshalb der alte Hobbes'sche Satz: „Es kommt auf eins heraus, ob man

---

einander betrachten: das Auge verliert nicht die Fähigkeit, ihn aufzufassen, der Eindruck bleibt vielmehr fortdauernd und unveränderlich derselbe .... Dagegen bedarf das Gehör eines mannigfaltigen Wechsels successiver Eindrücke. Derselbe Ton oder dieselbe Tonverbindung continuirlich erzeugt und vernommen, würde rasch Abstumpfung erzeugen und zuletzt kaum mehr vernommen werden." An was für „Gesichtseindrücke" Jodl denkt, wenn er sagt, das Auge verliere nicht die Fähigkeit, sie aufzufassen, sie blieben vielmehr fortdauernd und unveränderlich dieselben, ist allerdings nicht ganz klar. Denn was Farben und Helligkeiten betrifft, so widerspricht diese Behauptung so ziemlich allen Erfahrungen, die man mit Gesichtseindrücken machen kann.

Die Bemerkung Stumpf's, dass sich bei Tönen vor allem eine specialisierte Ermüdung zeige, d. h. dass das Gehör vorzugsweise für den Ton geschwächt sei, durch den es vorzugsweise erregt wurde, gilt nicht nur von den Tönen, sondern von allen Empfindungen.

A. Meinong sagt (Über Sinnesermüdung im Bereiche des Weber'schen Gesetzes, Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie, XII. Jahrg., 1888, S. 4): „... So reicht bereits die Erfahrung des täglichen Lebens nahezu aus, die Thatsache der Ermüdbarkeit als eine allen Sinnen gemeinsame erkennen zu lassen." Und Meinong stellt (ebendaselbst, S. 1) „als eine der allgemeinsten Thatsachen das Gesetz" hin, „dass jeder psychische oder psychisch-physische Vorgang die Disposition, auf Grund deren er aufgetreten ist, derart verändert, dass nachher derselbe Erfolg nur noch durch einen stärkeren Erreger, von demselben Erreger aber nur noch ein schwächerer Erfolg erzielt werden kann — kurz, dass Ermüdung eintritt." Von der Netzhaut sagt A. Fick (Hermanns Handbuch d. Phys., III. Bd., I. Theil, S. 222) mit Bezug auf die Ermüdung: „Da in den Endapparaten der Sehnerven der Reiz durch Bestrahlung einen chemischen Process auslöst, welcher den Bestand des Apparates irgendwie ändern muss, so wird jeder folgende Reizanstoß denselben vermuthlich in einem anderen Zustande treffen und also auch einen anderen Effect hervorrufen, als der erste."

immer ein und dasselbe empfindet oder ob man gar nicht empfindet,“ [1]) auch buchstäblich wahr. Ununterbrochene Erregung derselben Gattung und Stärke versetzt den Sinn in einen Zustand, seelisch dem Zustande bei völligem Mangel an Erregung gleich. Ein Unterschied ergibt sich nur, dann aber ein beträchtlicher, wenn die Erregung nicht wirklich in Ewigkeit fortdauert, sondern irgendeinmal unterbrochen wird. Stellt sich ein Reiz, der nie vorhanden war, auch fernerhin nicht ein, so ist dieses Ausbleiben ohne Wirkung. Bleibt dagegen eine Erregung, die solange bestanden hat, dass sie nicht mehr empfunden wurde, plötzlich aus, so kann dieser Ausfall die Wirkung eines entsetzlichen Ereignisses haben. So muss es für den Kopf eines eben Enthaupteten ein furchtbarer Augenblick sein, wenn der gewohnte und früher kaum gespürte Blutstrom aus dem Rumpfe auf einmal ausbleibt. Schon ein leichtes, auf Nervenschwäche zurückzuführendes Stocken der Herzthätigkeit, die dem Gesunden fast gar nicht zum Bewusstsein kommt, hat die beängstigendsten Gefühle zur Folge. [2])

---

[1]) Oder, wie Alexander Bain sagt: „Ein beständiger Reiz ist überhaupt kein Reiz.“ (The senses and the intellect, Third edit., London, Longmans, Green, and Co., 1868, S. 64.)

[2]) Ähnlich bei Verhinderung am Athmen. Auch wird „Athmung erst, wenn sie einmal behindert ist, als Trieb bewusst“. (G. Simmel, Skizze einer Willenstheorie, Zeitschrift für Psychologie, IX. Jahrg., S. 206.) — „Wie der Müller hört, dass die Mühle stehen bleibt, empfindet einer, dem das Rückenmark entzweireißt, das Aufhören aller, sonst unbewusster Empfindungen.“ Es bildet sich ein „Gürtelgefühl“, abwärts vom Gürtel hören die Empfindungen plötzlich auf. Leben Menschen mit zerrissenem Rückenmarke längere Zeit, so vergeht das Gürtelgefühl. Ernst v. Fleischl, Vorlesungen über Philosophie der Naturwissenschaft, gehalten an der Wiener Universität im Sommer-Semester 1885.

Je älter eine Gewohnheit, desto gewaltiger die Macht des Ungewohnten. Überhaupt setzt Gewohnheit die Empfindlichkeit für die gewohnten Eindrücke herab und erhöht sie zugleich, vielleicht ebendeshalb, für alle ungewohnten. Im selben Maße, als sich ein Sinn an einen Reiz gewöhnt, wird er befähigt, von diesem Reize verschiedene Eindrücke reiner und schärfer aufzufassen, oder desto geringere Unterschiede ist er zu erfassen imstande.[1])

Beträte jemand einen Saal, in dem es tönte, wie wenn hundert Geiger mit bestimmter, gleichbleibender Stärke

---

[1]) So erwähnt Hering (Temperatursinn, Hermanns Handbuch der Physiologie, III. Bd., II. Theil, S. 439) bezüglich der Wärmeempfindungen die „Thatsache, dass jeder Temperaturreiz, welcher eine Temperaturempfindung erzeugt, in demselben Maße, als er die Empfindlichkeit des thermischen Apparates für die Reize gleicher Art herabsetzt, zugleich die Disposition zur Erzeugung der gegensätzlichen Empfindung erhöht und also die Erregbarkeit für die entgegengesetzten Temperaturreize steigert". Ferner sagt Hering, dass es aus theoretischen Gründen wahrscheinlich sei, dass die kleinsten Temperaturunterschiede dann erkannt würden, wenn die zu unterscheidenden Temperaturen derjenigen Temperatur, an welche die untersuchende Hautstelle „adaptirt" sei, möglichst nahe kämen. (S. 434.) Mit anderen Worten, es werden umso geringere Wärmeunterschiede empfunden, je näher der Wärmegrad des berührten Gegenstandes dem Grade der gewohnten Wärme liegt.

Was die elektrische Erregung von Nerven und Muskeln betrifft, so „erhöht ein constanter Strom die Erregbarkeit für die Schließung eines entgegengesetzt gerichteten und für die Öffnung eines gleichgerichteten Stromes". (Handbuch der Physiologie, herausgegeben von L. Hermann, I. Bd., I. Theil, Physiologie der Bewegungsapparate, I. Theil, Allgemeine Muskelphysik von L. Hermann, S. 95.) Das „allgemeine Gesetz der Nervenerregung" von du Bois-Reymond besagt: „Nicht der absolute Wert der Stromdichtigkeit in jedem Augenblicke ist es, auf den der Bewegungsnerv mit Zuckung des zugehörigen Muskels antwortet, sondern die Veränderung dieses Wertes von einem Augenblicke zum anderen,

die leere G=Saite strichen, so würde ihm anfangs schwerlich etwas auffallen, wenn das Tönen um soviel stärker würde, als es ein neuhinzugekommener Geiger verstärken könnte. Brächte jener Jemand Monate oder Jahre in dem stets gleich stark tönenden Saale zu, so würde er zuletzt nichts mehr hören. In demselben Grade jedoch, als er sich an den hundertfachen Ton gewöhnt hätte, würde er die Verstärkung um einen Geigenton deutlicher wahrnehmen. Und schließlich, wenn die Gewohnheit schon dermaßen ausgebildet wäre, dass er von den hundert Geigen gar nichts mehr hörte,

---

und zwar ist die Anregung zur Bewegung, die diesen Veränderungen folgt, umso bedeutender, je schneller sie bei gleicher Größe vor sich giengen oder je größer sie in der Zeiteinheit waren." L. Hermann (Handbuch d. Phys., II. Bd., I. Theil, Physiologie des Nervensystems, I. Theil, Allgemeine Nervenphysiologie, S. 50, 51—52) sagt über dieses Gesetz: „Die wesentlichste, diesem Gesetze zugrunde liegende Thatsache . . . . ist die, dass im allgemeinen constante Ströme während ihrer Dauer nicht erregen, wohl aber ihre Schwankungen, sei es von oder zu Null (Schließung oder Öffnung) oder zwischen positiven Werten, dass ferner diese Schwankungen eine gewisse Plötzlichkeit besitzen müssen, um zu erregen . . . . Sehr allmähliches Zustandekommen des Stromes hindert umgekehrt selbst bei den stärksten Strömen die Erregung." (Das „Hineinschleichen" in den Kreis einer Kette und das „Herausschleichen". Ähnlich bei sehr langsamer Steigerung der Größe chemischer Reize. C. Eckhard, Physiologie des Rückenmarks und des Gehirns mit Ausschluss der Großhirnrinde. Hermanns Handbuch, II. Bd., II. Theil, S. 29.)

Weiter sagt Hermann (Allgem. Nervenphysiologie, S. 70, 71): „Anhaltende Durchströmung erhöht die Erregbarkeit für die Öffnung des gleichen und für die Schließung des entgegengesetzten Stromes und vermindert sie für die Schließung des ersteren und für die Öffnung des letzteren . . . . Auch am Gesammtorganismus von Thieren oder Menschen fanden Ritter, Rosenthal u. a., dass alle Wirkungen des Stromes mit seiner Dauer sich abstumpfen, bei der Öffnung aber, und bei der Schließung des entgegengesetzten Stromes, stark hervortreten."

würde er eine hinzugekommene hunderterste Geige so rein und klar vernehmen, als wenn sie allein gestrichen würde. Auch das Schwächerwerden des Tones um den hundertsten Theil der Erregung würde ihm viel mehr auffallen als anfangs.

Es ist nicht unmöglich, dass der Erdball beständig von einem ungeheuern Getöse umgeben wird, das heißt, dass ein menschenähnliches, aus einem stilleren Weltwinkel kommendes Wesen ein solches Getöse vernähme. Auch könnte es sein, dass die Vorgänge im eigenen Leibe des Menschen in der Gegend des äußern und des Mittelohres ein Geräusch verursachen, das, wenn es ungewohnt wäre, sehr stark empfunden würde. Da aber der Mensch schon auf dieser Erde und mit diesem Leibe geboren wird, kann er weder etwas von einer „Sphärenmusik“, noch vom Leben und Treiben in seinen Adern und Geweben hören.

Was der Mensch hört, sind nicht die gewohnten, sondern einzig die veränderlichen, unregelmäßigen Töne und Geräusche, die vielleicht einen durch die Gewohnheit tonlos gewordenen Hintergrund haben, von dem sie sich allmählich in ähnlicher Weise abgehoben haben, wie sich nach einiger Zeit ein Gespräch in der Nähe eines Wasserfalles vernehmlich vom Brausen des Falles abhebt.

Darin, dass Gewohnheit das Empfindungsvermögen für ungewohnte Eindrücke kräftigt, liegt auch der Grund, dass Leute, die viel mit Gerüchen zu thun haben, Apotheker, Parfumeure u. s. w., einen sehr feinen Geruchssinn besitzen, obwohl ihnen für die Gerüche, von denen sie beständig umgeben sind, alle Empfindung abhanden gekommen ist.[1])

[1]) Hermanns Handbuch d. Phys., III. Bd., II. Theil, S. 270 und 271. Vgl. die Bemerkung Ficks (ebendas., III. Bd., I. Theil, S. 227), „dass die Farbenempfindungen, welche durch homogene

Bei Veränderungen von Reizen sind es nicht bloß Erhöhungen, sondern auch Verminderungen oder der gänzliche Ausfall der Erregung, die irgendwie, jedenfalls aber ganz deutlich zum Bewusstsein kommen. Der Müller, der erwacht, wenn die Mühle zu klappern aufhört, der Fabriksbesitzer, der von seinem Schreibtische aufspringt, wenn die Dampfmaschine plötzlich stehen bleibt. Eisenbahnbeamte sollen sogar im Schlafe gestört werden, wenn ein fahrplanmäßiger Zug ausbleibt, also beim Ausfalle einer Erregung, die nicht fortdauert, sondern nur zu gewohnten Stunden sich einstellt. Ebenso wird das bloße Schwächerwerden eines Geräusches oft in den feinsten Abstufungen wahrgenommen. Es könnte danach scheinen, als ob ein bloßes Nichts oder Weniger etwas bewirkte. Es sind indessen wohl nur, wie bei einer durch Entbehrung hervorgerufenen Begierde, andere, sofort an die Stelle der unterbrochenen tretende Empfindungen, welche die Wirkung hervorbringen. Allerdings verbietet es auch nur die Logik der modernen Naturwissenschaft, anzunehmen, dass ein Nichts etwas bewirkt.

Die gleichen Eigenschaften, wie die unmittelbar durch die Außenwelt erregten Gefühle und Empfindungen, zeigen die von innen, durch das Gehirn auf dem Umwege über die

---

Strahlungen auf unermüdeten Netzhautstellen hervorgebracht werden, noch lange nicht die gesättigtsten sind, deren der Sehapparat überhaupt fähig ist. Diese kommen erst dann zustande, wenn homogene Strahlungen auf Netzhautstellen wirken, die zuvor durch die complementäre Strahlung ermüdet sind.“ Oder, was dasselbe ist, die man angefangen hat, an die complementäre Strahlung zu gewöhnen. — Es gehört hierher, dass Unterschiede zwischen Gewichten, die unmittelbar nacheinander auf dieselbe Tastfläche gelegt werden, feiner empfunden werden als Unterschiede zwischen Gewichten, die gleichzeitig auf verschiedene Flächen gelegt werden. (Hermanns Handbuch, III. Bd., II. Theil, S. 335.)

Bewegungsnerven erregten. Jede ungewohnte körperliche Thätigkeit hat unangenehme Gefühle zur Folge. Eine ungewohnte Turnübung kostet Anstrengung, bereitet Muskelschmerzen und macht schnell müde. Des Ungewohnten wird man auch hier am leichtesten überdrüssig. Fleißige Wiederholung der Übung beseitigt sowohl das Anstrengungsgefühl, als das Turnweh und die leichte Ermüdbarkeit. Später entschwindet auch die eigentliche Empfindung der Muskelzusammenziehung, es wird körperliche Arbeit geleistet, aber der Arbeitende spürt kaum mehr etwas davon, es ist, als besäße er dafür kein Gefühl und keine Empfindung mehr. Der Mensch handelt „mechanisch" oder „automatisch", wie bei den meisten Handlungen seines Lebens.[1]) Eine Unterbrechung gewohnter Thätigkeit, mag es sich nun um gröbere Muskelarbeit, wie Gehen, Reiten, Radfahren, oder um feinere, wie Schreiben, Clavierspielen, handeln, ruft Unbehagen und das Begehren nach dieser Thätigkeit hervor, und ihre Wiederaufnahme, wofern man ihrer nicht schon wieder entwöhnt ist, bereitet Lust und Vergnügen.[2])

---

[1]) Auch physiologisch scheint beständige Erregung, wie schon aus den „allgemeinen Gesetzen der Nervenerregung" hervorgeht, bei den Bewegungsnerven die Eigenschaften der Erregung zu verlieren. So sagt Exner (Entwurf einer physiolog. Erklärung der psych. Erscheinungen, S. 39): „Es ist bisher kein Weg bekannt, eine motorische Nervenfaser durch eine stetige Einwirkung in dauernden Erregungszustand zu versetzen. Bloß Änderungen in der Intensität eines einwirkenden elektrischen Stromes, Änderungen in der Größe eines Druckes u. s. w. wirken als Reiz auf den motorischen Nerven." — Der Muskel „beantwortet Stromesschwankungen, aber nicht constante Durchströmung mit Contraction". (Hermanns Handbuch, I. Bd., I. Theil, S. 90; III. Bd., II. Theil, S. 328—329.)

[2]) W. Preyer spricht von einer „Analogie" zwischen Sinnes- und Empfindungsnerven und bezeichnet als das „fundamentale Gesetz

Aus den Gefühlen und Empfindungen, die durch Handlungen, durch körperliche Arbeit, zu der schließlich auch die geistige gehört, erzeugt werden, besteht das Wesentliche des Willens. Wird ein Sinneswerkzeug von außen erregt und pflanzt sich die Erregung bis zum Gehirn fort, so entsteht eine Empfindung im gewöhnlichen Sinne. Setzt sich die Erregung über das Gehirn hinaus fort, und ungefähr ebensoviel, als in dasselbe eingeht, dürfte es auch wieder verlassen, so kann sie noch immer, wenn auch nicht mehr unmittelbar, Empfindungen wecken, und derart erregte Empfindungen bilden das Wollen.

Eine aus dem Gehirn oder der Hirnrinde, als der Stätte des Bewusstseins, austretende und sich immer weiter entfernende Erregung ist zunächst für die Rinde verloren,

---

der Nervenreizung" dieses: „Der Erfolg einer Nervenreizung nimmt zu und ab mit der Geschwindigkeit, mit welcher die Reizgröße sich ändert, und mit dem Abstande der Grenzwerthe, innerhalb welcher die positive oder negative Schwankung der Reizgröße sich vollzieht." (Die Empfindung als Function der Reizänderung, Zeitschrift für Psychologie, VII. Bd., S. 241 ff.) — „Die Empfindung," sagt Preyer auch, „ist niemals etwas anderes, als ein empfundener Reizunterschied." (Ebendas., S. 244.) — Alexander Bain's „Gesetz der Relativität" besagt dasselbe: „Da wir nichts empfinden können ohne einen Übergang oder eine Veränderung, muss jede Empfindung als zu einer andern Empfindung in Beziehung stehend angesehen werden. Die Empfindung von Hitze hat nichts Absolutes. In ihr liegt ein Übergang von einem früheren Zustande von Kalt, und die Empfindung bezieht sich völlig auf diesen Zustand ..." (Mental and moral science, Part first, Psychology etc., London, Longmans, Green, and Co., 1879, S. 83.) — Über die Gleichartigkeit von „sensibler und motorischer Rindenleistung" s. Theodor Meynert, Das Zusammenwirken der Gehirntheile, in der Sammlung von populär-wissenschaftl. Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns, Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1892, S. 213.

diese erfährt unmittelbar nichts mehr von ihr. Es wird auch fortwährend Erregungen geben, die so auf Nimmerwiederkehr in die weite Welt wandern. Erregungen jedoch, die früher oder später auf Empfindungsnerven überspringen, können zum Gehirne zurückgeleitet werden. Eine durch das Gehirn hindurchgehende oder der in demselben aufgespeicherten Kraft entspringende Erregung kann, nachdem sie das Gehirn verlassen hat, noch dadurch Empfindungen hervorrufen, daſs sie zuerst auf näherliegende, dann auf entfernter gelegene Theile des Leibes und zuletzt auf Theile der Welt außerhalb des Leibes stößt, die mit dem Gehirne durch Sinne und Sinnesnerven verbunden sind.

Eine Erregung, bei der dies der Fall, kehrt, wenngleich vielleicht nach hundert Umwandlungen, zum Sitz des Bewuſstseins zurück, Kunde bringend von den Schicksalen, die sie auf ihrer Wanderung erlitten, und von den Veränderungen, die sie draußen, jenseits der Grenzen des Gehirnes, angerichtet. Und was das Gehirn auf diesem Wege erlebt und erfährt, nennt der Mensch sein Wollen.

Auch das Wollen ist nur ein Sichereignen, berechenbar oder unberechenbar wie jedes andere Ereignis, und man erfährt von ihm erst, nachdem es eingetreten ist. Ob und was man in der nächsten Viertelstunde wollen wird, läſst sich ungefähr mit der gleichen Sicherheit voraussagen, wie was in der nächsten Viertelstunde auf der Straße geschehen wird. Die Wege, welche die nach außen eilende Erregung zieht, sind die Bewegungsnerven, und dieselben scheinen sich ebenso erst durch dieses Nachaußendringen der Reize gebildet zu haben, wie die Empfindungsnerven durch das Vonaußenkommen der Reize.[1])

---

[1]) „Verhalten sich nicht vielleicht der sensible und der motorische

Der eigentliche Unterschied zwischen Empfinden und Fühlen im engeren Sinne und Wollen oder Begehren liegt deshalb nicht in der Art der Empfindungen, die übrigens so verschieden sein können wie Gesichts- und Muskelempfindungen, sondern in derjenigen Verschiedenheit der Empfindung und des Gefühles, die durch den Ablauf der Erregung hergestellt wird.

Es ist der Verlauf nach der entgegengesetzten Richtung, zum oder vom Gehirn, durch den eine Erregung das einemal als Empfindung, das anderemal als Wollen erscheint. In diesem Sinne ist Wollen ein umgekehrtes Empfinden. Eine Bewegung, die von einer Stätte des Bewusstseins zu einer

---

Nerv, wie in Bezug auf ihre Leitung, so auch bezüglich ihres Wachsthumes gerade entgegengesetzt? Nach den Untersuchungen von Herrn His haben wir allen Grund anzunehmen, dass im Embryo die sensiblen Nerven nicht aus dem Centralorgan heraus, sondern in dasselbe hineinwachsen .... Die sensiblen Nerven degeneriren in der Richtung nach dem Centrum. Die Degeneration ist aber ohne Zweifel eine Ernährungsstörung .... Ein degenerirender Nerv ist wie die Pflanze, welche verdorrt, wenn sie von ihrer Wurzel getrennt ist. Der Schnitt, welcher den sensiblen Nerv zur Degeneration bringt, hat ihn abgetrennt von seinen Wurzeln, die im Oberflächenepithel liegen." (Zeitschr. f. Psychologie, II. Bd., S. 37—38.) — „... die motorischen Fasern fangen im Centralorgan an, die sensiblen aber enden" daselbst. Bei den niedrigeren Thieren zeigen die Zellen der sensiblen Nerven ein „Einrücken aus der Haut in die Tiefe des Körpers", und „am Körper auch der Säuger finden sich alle Übergangsstadien, die auf dem langen phylogenetischen Wege durchlaufen wurden, noch an der einen oder der anderen Stelle vor". Die Untersuchungen Flechsig's zeigen, „wie eine Sinnesleitung nach der anderen, der für die zweckmäßige Auswahl der Nahrung besonders wichtige Geruchssinn an der Spitze, der Gehörssinn zuletzt, von der Körperoberfläche her gegen die Rinde vordringt, und erst wenn die Sinnesleitungen fertig sind, sich von da aus neue Bahnen in umgekehrter Richtung zu entwickeln beginnen". (Zeitschrift f. Psychologie III. Bd., S. 409; VII. Bd., S. 39—42; IX. Bd., S. 47.)

anderen übergeht, von einem Menschen zu einem anderen oder vom Gehirn zu einer beseelten Zelle des Rückenmarks, muſs von der ersteren Stätte als Wille, von der letzteren als Empfindung empfunden werden. Der zweite Mensch, die Rückenmarkszelle erfahren, was der erste Mensch, beziehungsweise das Gehirn, will. Kehrte die Welt eines Tages plötzlich um, so daſs alle Vorgänge sich umgekehrt abspielten, aus der Gegenwart immer weiter in die Vergangenheit zurückliefen,[1]) so würde alles, was vorher gewollt worden, als Empfindung, und was früher empfunden worden war, als Wollen erscheinen.

Wollen und Thun sind ein und dasselbe, nur von etwas verschiedenen Seiten angesehen. Denkt man mehr an die Arbeit, die man geleistet, an die Veränderungen, die man in der Außenwelt hervorgebracht hat, so sagt man, man habe etwas gethan; vergegenwärtigt man sich mehr die Anstrengung, die die Arbeit gekostet hat, so sagt man, man habe dies oder jenes gewollt. Das Wollen ist weder die Ursache des Thuns, noch geht es ihm auch nur voraus, beide beginnen und hören auf im selben Augenblicke.[2]) Wenn eine Handlung noch nicht vollendet ist, bleibt auch noch immer etwas zu wollen übrig.

Ist ein Wollen schon öfter eingetreten, so weiß man ein nächstesmal auch, was man will. Ebenso wie bei den äußeren, vom Willen unabhängigen Vorgängen, erinnert man sich, was unter ähnlichen Umständen sich ereignet hat, und stellt es sich als das Kommende vor. Wenn behauptet

---

[1]) Dr. Mises' „Verkehrte Welt" und Philippe Bretons „Monde à l'envers", s. Emil du Bois-Reymond, Die sieben Welträthsel.

[2]) Vgl. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, 5. Aufl., hrsg. von Frauenstädt, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879. I. Bd., S. 119 f.

wird, es gebe kein Wollen, überhaupt kein Begehren ohne die Vorstellung des Begehrten, wenn man begehre, müsse man etwas begehren,[1]) so gilt dies eben nur dort, wo man schon aus Erfahrung weiß, was geschieht, wenn man begehrt. Wo diese Erfahrung fehlt — und sie fehlt überall, wo ein Begehren zum erstenmale vorhanden ist oder wo man sich des Geschehenen nicht mehr erinnert — weiß man auch nicht, was man begehrt. Jedenfalls kommt es nicht darauf an, was einem beim Begehren einfällt. Jenes Sehnen und Drängen, das in der Jugend, zur Zeit, da sich der Geschlechtstrieb bildet, im Menschen sich geltend zu machen anfängt, trägt alle Merkmale eines echten Begehrens an sich; unschuldige junge Leute, zumal die Mädchen, haben aber kaum eine Ahnung, was dieses Sehnen soll, geschweige dass sie klar und deutlich wüssten, was sie wollen.[2])

Auch der Wille oder das Begehren besteht denn aus Gefühlen und Empfindungen, die nur, weil sie in der entgegengesetzten Richtung verlaufen als die sonst so genannten, anders aussehen. Von dem entgegengesetzten Verlaufe und dessen Wirkungen jedoch abgesehen,[3]) bestehen keine Ver-

---

[1]) „Ich kann etwas nur begehren, wann und solange ich es vorstelle . . . . jeder anderen Weise des Bewusstseins liegt ein Vorstellen zugrunde und ist in ihm beschlossen.“ Franz Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkte. I. Bd. Leipzig, Duncker & Humblot, 1874. S. 207 und 208.

[2]) „Das Neugeborene bewegt sich ungestüm, tobt und schreit: es will auf das heftigste; obschon es noch nicht weiß, was es will.“ Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, II. Bd., S. 265, 236.

[3]) Möglicherweise hat man z. B. eine Empfindung dafür und unterscheidet Empfindung und Wille auch danach, dass die von außen kommende Erregung äußere, die von innen stammende innere Flächen des Leibes trifft. Außerdem schlägt eine Erregung von außen nur einmal

schiedenheiten zwischen den Gefühlen und Empfindungen im engeren Sinne und dem Willen, und was von jenen gilt, gilt auch von diesem.

Von den Gefühlen und Empfindungen aber gilt, dass sie sich verändern, sobald die Umgebung der Sinne, die Außenwelt, eine andere wird, dass neue seelische Gebilde entstehen, wenn sich die Anregungen dazu finden, und dass die stärksten Gefühle verdorren, die hellsten Empfindungen vergehen, wenn ihnen die Nahrung entzogen wird. Den größten Antheil an der Bildung und Umgestaltung der seelischen Erscheinungen haben jene kleinen, durch Jahre und Jahrhunderte wirkenden Ereignisse des Tages, deren Einfluss kaum wahrgenommen wird, die aber ihre Wirkungen häufen. Ihr Abbild haben sie in der Thätigkeit jener Wurzelfüßer und anderen Schalthiere, die mit ihren winzig kleinen Leibern mächtige Gebirgsschichten aufgebaut haben.[1])

Ähnliche Kräfte, wie jetzt, arbeiteten auf Erden, als es vor einigen Tausenden von Menschenaltern Gegenwart

---

an, die von innen kann eine ganze Reihe von vielleicht immer schwächer werdenden Empfindungen zurücksenden, indem sie an immer entferntere Theile des Körpers und der Welt stößt. — Bewegungsnerven sind nur für das Gehirn Bewegungs- oder Willensnerven, für die Gliedmaßen Sinnesnerven; umgekehrt wird es sich bei denjenigen Nerven verhalten, die für das Gehirn Sinnesnerven sind. Alle Bewegungen in der Natur sind zugleich Wille und Empfindung, für das Bewusstsein, von dem sie ausgehen, Wille und für das, auf welches sie treffen, Empfindung.

Physiologisch sind übrigens beide Arten von Nerven Bewegungsnerven, die Seele aber lebt nur von dem, was ihr die Sinnesnerven bringen.

[1]) Darwin spricht von den Einwendungen, die man anfangs gegen Charles Lyell's „großartige Ansichten" in „The modern changes of the earth, as illustrations of geology" vorgebracht habe. „Indessen," meint Darwin, „hört man jetzt die Wirkung der jetzt noch thätigen

war. Schon damals änderten sie am Menschen, sie haben ihn seither, wie am Leibe, so an der Seele, von Grund aus verändert, und sie werden ihn auch weiter ändern. Es ist gesagt worden, dass in fünfzigtausend Jahren die Astronomen von heute den gestirnten Himmel, die Zoologen und Botaniker die Thier- und Pflanzenwelt der Erdoberfläche nicht mehr erkennen würden, so sehr hätten bis dorthin infolge der geringfügigen täglichen und jährlichen Änderungen die Sternbilder sich verschoben, die Thiere und Pflanzen ihr Aussehen und ihren Bau umgewandelt. So würde wohl auch ein Psycholog nach einem solchen Zeitraume die Seele des Menschen mit ihren Freuden und Schmerzen, ihren Leidenschaften, ihrer Liebe nicht wiedererkennen.

Momente in ihrer Anwendung auf die Aushöhlung riesiger Thäler oder auf die Bildung der längsten binnenländischen Klippenlinien selten mehr als eine unwichtige und unbedeutende Ursache bezeichnen." (Entstehung der Arten, S. 118.)

IV.

Allerhand Bemerkungen.

Nach einigen Forschern[1]) entsteht angenehmes Gefühl oder Lust, wenn aufgespeicherte überschüssige Kraft sich entlädt, Schmerz, „wenn die potentielle Energie, welche vorhanden ist, um bei der Reaction auf den Reiz sich in actuelle zu verwandeln, geringer ist, als die Energie, welche der Reiz in normaler Weise auslöst“. Es ist also „das Verhältnis von Arbeitsverbrauch und Ernährungsthätigkeit, was die Gefühlstöne erzeugt, oder Lust und Unlust sind die psychischen Resultate des Verhältnisses zwischen Energieverbrauch und Energiezufuhr“. Das kann ganz richtig sein.

Ernährung, Aufspeicherung von Kraft hängen jedoch ihrerseits von Reizung oder Erregung ab. Alle Gewebe, mögen sie nun Nerven oder Drüsen, Muskeln oder Knochen bilden, werden besser ernährt, wenn sie zu Thätigkeit angeregt werden, als wenn sie müßig bleiben. Der Blutzufluſs steigt, wenn sie arbeiten, und sinkt, wenn sie ruhen. Muskeln erstarken durch Turnübungen. Die Milchdrüsen von Melkkühen, die Geschlechtsdrüsen von Zuchthengsten zeichnen sich durch besonderen Umfang und Leistungsfähigkeit aus. Bei Nerven „tritt bei dauerndem Mangel der normalen Erre-

---

[1]) So H. R. Marshall und Alfred Lehmann, s. die Recensionen in der Zeitschrift f. Psychologie, III. Bd., S. 344—345, und VI. Bd., S. 404, 407.

gungen einfache Atrophie ein". Theile des Knochengerüstes, das, wie sich herausgestellt hat, von der Stofferneuerung im Körper stark in Mitleidenschaft gezogen wird, „haben bei unseren, von altersher domesticierten Thieren durch die Wirkungen vermehrten oder verminderten Gebrauchs an Länge und Gewicht gewonnen oder verloren".[1])

Jedes Organ verkümmert, wenn es nicht gebraucht wird, sowohl beim Individuum, als bei der Gattung. Vorgänge der Ernährung können also ganz wohl Ursachen für die Entstehung von Lust und Schmerz sein. Allein sie sind dann nur Zwischenursachen, welche Wirkungen von anderen Ursachen, nämlich der Erregungen der Organe, sind.

*

Es kommt auf die Gewohnheit an, wieviel Erregung — objective, nämlich durch einen zweiten oder dritten Sinn gemessene Erregung — nöthig ist, um eine „eben merkliche" Empfindung zu erzeugen. An je weniger man gewöhnt ist, ein desto schwächerer Reiz genügt dazu, und nach länger dauernder gleichförmiger Erregung ist eine geringfügigere Veränderung nöthig, als nach kürzer währender.

*

Ein gewohnter Weg erscheint weder kurz noch lang, eine gewohnte Bewegung weder schnell noch langsam.

---

[1]) Emil du Bois-Reymond, Über die Übung, Rede, Berlin, 1881, Aug. Hirschwald, S. 18—19; Darwin, Variiren der Thiere und Pflanzen, II. Bd., S. 315, 318—319; Sigm. Mayer, Specielle Nervenphysiologie (Hermanns Handbuch, II. Bd., I. Theil), S. 211. — Über die lebhafte Betheiligung der Knochen am Stoffwechsel, s. Berliner klinische Wochenschrift, 24. Jahrg., Nr. 16, vom 18. April 1887, Verhandlungen der Berliner medicinischen Gesellschaft vom 23. März 1887

Gewohnte Beschäftigung ist weder unterhaltend noch zuwider, eine gewohnte Landschaft weder schön noch häslich, gewohnte Handlungen weder gut noch schlecht. Für alles Neue wird aber das Gewohnte zum Maßstab.

Vielleicht ist auch aus dem Grunde alter Gewohnheit gewöhnliches Tageslicht ohne Farbe, Luft ohne Geruch, Wasser ohne Geschmack.

*

Jemand, der an einem Wettmarsche von Berlin nach Wien theilnahm, erzählte, er habe, in Wien angekommen, das Gefühl gehabt, als könnte er jetzt so fort ins Unendliche gehen. Von Müdigkeit keine Spur mehr. Ein Beleg, dass man sich selbst dort, wo dem Körper ganz außerordentliche Leistungen zugemuthet werden, an die über die motorischen Bahnen geleiteten Erregungen bis zur Empfindungslosigkeit gewöhnen kann.

*

In Chile, erzählt Freiherr v. Bibra,[1]) liebt man den Paraguay-Thee, und man trinkt ihn rasch und so heiß als möglich. Die Chilenen „besitzen hierin eine eigenthümliche Praxis oder vielmehr, wie es scheint, eine vollständige Empfindungslosigkeit gegen kochende Flüssigkeiten, denn ich glaube, dass alle Europäer, welche zum erstenmale voll Vertrauen auf ihre liebenswürdige Nachbarin die friedenspfeifenartige Bombilla zum Munde geführt haben, auf grauenhafte Art verbrüht worden sind. Alle meine Bekannten, sowie mich selbst, ereilte wenigstens dieses traurige Schicksal."

Nach dem an Hitze so sehr gewöhnten Gaumen der Chilenen zu schließen, müsste sich der Mensch ans Verbranntwerden überhaupt gewöhnen können. Wenn einmal die Erde

[1]) Narkotische Genussmittel, S. 99.

in die Sonne stürzt, so werden vielleicht die Stoffe, aus denen jetzt die Menschen und Thiere bestehen und die in Flammen Qualen erleiden, nach einiger Zeit, an die Sonnenglut gewöhnt, aufjauchzen vor Lust, wenn sie in den Protuberanzen der Sonne emporgeschleudert werden.

*

Das Schamgefühl ist, wie das Gefühl für Recht und Unrecht, ein Ding der Gewohnheit. Mehrere Reisende bemerken, dass vollständige Nacktheit nichts Unanständiges hat, wenn sich die Augen daran gewöhnt haben. „Wo alle Menschen nackt gehen, wie z. B. in Neu-Holland," sagt Forster, „befreundet uns die Sitte ebenso mit ihrem Anblick, als wenn sie dick in Kleider gehüllt wären." Capitän Hunter sagt, indem er von einem Weibe von Port Jackson spricht, das vollständig unbedeckt war: „Es liegt ein solcher Hauch von Unschuld auf ihr, dass eine Bekleidung kaum nothwendig erscheint." Ein anderer Reisender, Dr. Zimmermann, sagt von den nackten Frauen auf Neu-Irland: „In der That muss ich auch sagen, dass nach kurzer Zeit, nach einer durchaus nicht lange dauernden Gewöhnung an diese Sache, man gar nichts Anstößiges mehr in diesem gänzlichen Mangel an Kleidung findet." Volksstämme, deren Angehörige nackt herumgehen, haben ein dem europäischen so vollständig entgegengesetztes Schamgefühl, dass sie sich schämen Kleider zu tragen. „Vollkommen nackte Stämme schämen sich, sich zu bedecken, Kleidung betrachten sie als etwas Unanständiges." [1])

*

Wo Mannigfaltigkeit die Regel ist, macht Einförmigkeit bald verdrießlich, und wo Veränderlichkeit herrscht, müssen

---

[1]) Westermarck, Human marriage, S. 192 und Anmerkung S. 193; S. 195.

immer neue Veränderungen eintreten, wenn nicht Überdruss und Langweile entstehen sollen. „Ich bin an den Wechsel gewöhnt," heißt es in Goethe's „Wahlverwandtschaften", „ja er wird mir zum Bedürfnis, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil schon so viele da gewesen." Allein alle Veränderungen müssen sich erstens in der Richtung, allenfalls der Resultierenden, der bisherigen Veränderungen bewegen, und dann dürfen sie deren bisheriges Maß oder ihren Umfang nicht überschreiten, wenn sie nicht ebenfalls unangenehm werden sollen.

Ein Beispiel dafür, dass dort, wo man mit Veränderungen vertraut ist, neue Veränderungen, doch in keinem ungewohnten Maß, eintreten müssen, damit Gefallen entsteht, bietet, was Darwin von den Neigungen der Thierzüchter mittheilt.[1]) „Züchter," sagt er, „wünschen einen jeden Charakter etwas vergrößert zu haben, sie bewundern keinen mittleren Maßstab. Sicherlich wünschen sie keinen großen und plötzlichen Wechsel in dem Charakter ihrer Rassen; sie bewundern allein, was sie zu sehen gewöhnt sind. Aber sie wünschen eifrigst, jeden charakteristischen Zug etwas mehr entwickelt zu haben." Eine große Autorität in der Taubenzucht bemerkt, Liebhaber bewunderten keinen mittleren Maßstab. Der Züchter von kurzstirnigen Bartburzlern wünsche einen sehr kurzen, der von langstirnigen einen sehr langen Schnabel. Mit Bezug auf eine Taube mit einem Schnabel von mittlerer Länge aber meint die Autorität: „Man täusche sich nicht. Glaubst du auch nur für einen Augenblick, dass der Züchter von kurzstirnigen oder langstirnigen Burzlern einen solchen Vogel als Geschenk annehmen würde? Sicher

[1]) Abstammung des Menschen, II. Bd., S. 332; Variiren, I. Bd., S. 234, II. Bd., S. 215.

nicht; der Liebhaber kurzstirniger Vögel würde ihn nicht für schön halten, und der von langstirnigen würde schwören, dass er gar nichts tauge u. s. w.“

Nun sagt Darwin noch: „Wenn ein Liebhaber vor langer Zeit zuerst zufällig eine Taube mit einem ungewöhnlich kurzen Schnabel oder eine Taube mit ungewöhnlich entwickelten Schwanzfedern beobachtete, so konnte er, wenn er auch von diesen Vögeln weiter mit der bestimmten Absicht züchtete, die Varietät fortzupflanzen, doch nicht beabsichtigt haben, einen kurzstirnigen Burzler oder eine Pfauentaube zu machen, und er war weit davon entfernt zu wissen, dass er den ersten Schritt nach jenem Ziele hin gethan hatte. Hätte er das endliche Resultat sehen können, so würde er erstaunt gewesen sein; aber nach dem, was wir von den Gewohnheiten der Liebhaber wissen, würde er es wahrscheinlich nicht bewundert haben.“

Ganz wie der Taubenzüchter seinen Tauben gegenüber, verhält sich der Mann gegenüber dem Weibe, nur dass es sich in der Liebe zum Weibe weniger um das Gedächtnis für die Erlebnisse des Einzellebens, als um das für die Vorgänge in der Geschichte der Gattung handelt. Der Mann bewundert am Weibe allein, was er von seinen Vorfahren her an ihm zu sehen gewöhnt ist. Aber da sich die Frauen von Geschlecht zu Geschlecht änderten, wünscht er auch weiterhin jeden charakteristischen Zug an ihnen um eine Kleinigkeit besser entwickelt, schärfer herausgearbeitet zu sehen. Hätten jedoch die Urvordern des Mannes sehen können, zu welchen Körperformen die Entwicklung des Weibes führen würde, so wären sie wahrscheinlich erstaunt gewesen, hätten dieses Ergebnis aber gewiss nicht bewundert.

Dadurch, dass die Tauben anfiengen, ihren Schnabel

zu verändern — oder auch dass die Veränderungen anfiengen Gegenstand der Aufmerksamkeit zu werden — und dass der eine Züchter sich an allmähliche Verlängerungen, der andere an kleine Verkürzungen des Schnabels gewöhnte, bildete sich der verschiedene Geschmack der Züchter. Wäre der Schnabel etwas Unveränderliches, so wäre er auch kein Gegenstand der Liebe und der Wünsche der Züchter. Und dadurch, dass sich die Frauen unter der Wirkung geologischer Umwälzungen, unter den Einflüssen von Sonne und Erde beständig veränderten, und zwar in diesem Erdtheil nach dieser, in jenem nach jener Richtung, bildeten sich verschiedene Gewohnheiten und Neigungen des Mannes in seinem Verhältnis zum Weibe. Wohl wählt sich der Mann, wo seine Wahl frei und nicht von äußeren, jenseits der Liebe liegenden Rücksichten bestimmt ist, die Frau nach dem ihm eingebornen Geschmack, aber dieser Geschmack selbst hat seine Geschichte, und das Weib hat ihn gebildet. Nicht der Mann erschuf sich die Frau so, dass sie ihm gefiel,[1]) sondern er lernte Gefallen finden an dem, was ihm die Natur an Frauen erschuf.

*

„Die Gewohnheit,“ heißt es in den „Pensées“ des alten Pascal, „ist eine zweite Natur, von der die erste zerstört wird . . . . Ich fürchte sehr, diese Natur selbst ist nur eine erste Gewohnheit, wie die Gewohnheit eine zweite

---

[1]) „. . . der Mann selber war es, der im Laufe zahlloser Geschlechter durch natürliche Züchtung das Weib so sich erschuf, wie es ihm gefällt, und umgekehrt so das Weib sich den Mann. Dies nun nennen wir schön . . .“ E. du Bois-Reymond nach Darwin, in „Naturwissenschaft und bildende Kunst“, Rede, Deutsche Rundschau, Nov. 1890, S. 199.

Natur ist.“ Und Vauvenargues meint: „Die Gewohnheit macht alles, sogar in der Liebe.“

*

Es kommt ganz auf die Gewohnheiten eines organischen Gebildes an, von was es angegriffen wird. Für den Muskel „müssen völlig indifferent vor allem diejenigen Flüssigkeiten sein, welche ihn beständig durchtränken und bespülen, also Blut, Lymphe, Serum“. Dagegen „ist für die Muskeln das Wasser, auch das destillierte, und gerade dieses am meisten, keineswegs ein indifferentes, sondern ein im höchsten Grade zerstörendes Medium“.[1])

Das Wasser, das der äußeren Haut des Menschen, den Schleimhäuten des Gaumens nichts zuleide thut, wirkt also wie ein Gift auf die Muskeln. Das Arsenik, das für die meisten Menschen ein furchtbares Gift ist, ist wieder für einen daran Gewöhnten ein harmloses Mittel. Die gleiche Gabe, die den einen umbringt, dient dem andern zur Erhaltung seiner Gesundheit.

*

Ein Eisenstab, den man in der Hand hält, läßt sich so langsam erwärmen, daß man eine Erwärmung um mehrere Grade gar nicht fühlt. Für die Hand ist es so, als wenn der Stab nicht wärmer geworden wäre. Ein beliebiger Grad von Wärme würde jedoch in der Hand eine andere Empfindung wecken, als wenn der Stab nicht erwärmt worden wäre. Im letzteren Falle würde jede Einwirkung um einige Grade wärmer empfunden.

*

[1]) Hermanns Handbuch der Physiologie, I. Bd., I. Theil, Seite 102—103; Ernst Brücke, Vorlesungen über Physiologie, 2. Aufl., Wien, W. Braumüller, 1875. I. Bd., S. 495.

Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, die Ähnlichkeiten im Geiste des Menschen und der Thiere zu finden, sondern die Verschiedenheiten.

*

Es scheint, dass der Ursprung der Generationen — der Aufeinanderfolge der Geschlechter von den Eltern auf die Kinder, die Enkel u. s. w. — in der Umwälzung der Erde um die Sonne liegt. Die halbe Natur, alle ihre niedrigeren lebenden Wesen gehen über den Winter zugrunde und sprießen und blühen im Sommer wieder auf. Der größte Theil der Kerfe, viele andere Thiere und Pflanzen sterben im Herbst, und nur Keime von ihnen überleben den Winter.

Gäbe es keine Jahreszeiten, wären die Wetter-, Licht- und Wärmeverhältnisse auf der Erdoberfläche immer dieselben, so wäre auch kein Grund für diese jährliche Aufeinanderfolge von Geburt und Tod vorhanden. Ursprünglich, als das organische Leben auf der Erde erst entstand, mag jedes Jahr die Winterkälte alles getödtet haben, was die Sonne im Sommer zum Leben erweckt hatte. Allmählich erstarkten die organischen Gebilde, es blieben wenigstens Keime von ihnen über den Winter am Leben, die Sonne musste nicht in jedem Frühling völlig von vorn zu bauen anfangen. Die stärksten der Pflanzen und Thiere vermochten zuletzt ganz, wenigstens ohne mehr als äußeren Schaden zu nehmen, einen oder mehrere Winter zu überdauern.

*

In der Liebe spielt der bei den Liebespsychologen so beliebte „Contrast“ um seinetwillen gar keine Rolle.

Wenn sich ein blonder Mann in eine schwarze Frau verliebt, so verliebt er sich gewiss nicht in sie, weil sie schwarz ist oder weil sie sonst eine Eigenschaft besitzt, von der er die umgekehrte hat. Es gibt Thiere, bei denen Männchen und Weibchen einander, von den „primären Geschlechtscharakteren" abgesehen, zum Verwechseln ähnlich, und andere, bei denen sie einander außerordentlich unähnlich sind. Es fehlt aber aller Grund zu der Annahme, dass Männchen und Weibchen der ersteren sich weniger heftig liebten als der letzteren.

Hengst und Stute, Hund und Hündin sehen einander sehr ähnlich, wogegen das Männchen und das Weibchen des Paradiesvogels, des Pfaus, vieler Colibris die größten Verschiedenheiten zeigen. „Innerhalb einer und der nämlichen Gattung (von Schmetterlingen) bieten die beiden Geschlechter häufig jede Abstufung von gar keiner Verschiedenheit in der Färbung bis zu einer so bedeutenden dar, dass es lange gedauert hat, ehe die beiden Geschlechter von den Entomologen in ein und dieselbe Gattung gestellt wurden." [1]) Niemand kann aber glauben wollen, dass bei diesen Thieren die Stärke ihres Liebesbedürfnisses und ihrer Zuneigung zueinander in Verhältnis steht zu dem Grade ihrer Unähnlichkeit.

Unter den Menschen müsste sich nach dem „Gesetze des Contrastes" ein schöner, schlanker, weißer Europäer leichter in eine hässliche, dickbauchige Negerin als in eine schöne, schlanke Europäerin verlieben.

*

Es gibt viel eher Anzeichen dafür, dass Ähnlichkeit — auch nicht als solche, doch als Merkmal naher gemein-

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen, I. Bd., S. 405—406.

schaftlicher Abstammung — die Geschlechter anzieht. Hermann Fol [1]) machte in Nizza, einem Lieblingsaufenthalte von Hochzeitsreisenden, Studien über die Ähnlichkeit der Gesichter von Jungverheirateten, und er war „frappiert“ davon, dass Mann und Frau einander so häufig ähnlich sehen. Im allgemeinen fand er, dass in zwei Drittheilen der Fälle Ähnlichkeit bei jungen und in mehr als zwei Drittheilen bei alten Ehepaaren bestand. Fol schließt daraus, dass sich Mann und Weib verbinden nach der Regel der Übereinstimmung und nicht nach der des Gegensatzes, „mit anderen Worten, dass in der außerordentlichen Mehrheit der Heiraten, bei denen die Neigung eine Rolle spielt, die Gatten sich gesucht und gefallen haben auf Grund der Züge, die sie gemeinsam haben, und nicht auf Grund ihrer Unähnlichkeiten“.

*

Wenn es seine Richtigkeit damit hat, dass die Liebe eine vererbte Gewohnheit, eine Art innerer Familienüberlieferung ist, müsste es doch öfter vorkommen, dass sich ein Mann in eine Frau verliebt, die seinen Schwestern gleicht, und eine Frau in einen Mann, der vom Schlage ihrer Brüder ist. Wohl konnten Geschwisterehen wegen des allzuhäufigen Mangels an passenden Gatten nicht zur Regel werden, es muss deshalb in vielen Fällen schon eine ererbte Neigung bestehen, Gatten zu wählen, deren Erscheinung etwas vom Familientypus abweicht. Andererseits muss doch gerade zwischen Geschwistern die von ihren Eltern und Voreltern angenommene Liebesleidenschaft öfter zum Durchbruch gelangen, und da es Sitte und Gesetz,

[1]) La ressemblance entre époux, Revue scientifique, Tome XLVII., 28e année, 1er semestre, Paris, 1891. S. 47—49.

die der Regel folgen, verbieten, daſs Geschwister einander heiraten, müſsten diese wenigstens die Neigung haben, Gatten zu wählen, die der Schwester oder dem Bruder ähnlich sind.

In Dichtung, Sage und Geschichte gibt es übrigens Fälle genug, daſs Geschwister, die nicht wuſsten, daſs sie Geschwister sind, in Liebe zueinander entbrannten.

*

Aus dauerndem Zusammenleben erwächst Gleichgiltigkeit. „Nur in den Minuten des Wiedersehens und der Trennung," sagt Jean Paul, „wissen es die Menschen, welche Fülle der Liebe ihr Busen verbarg, und nur darin wagen sie es, der Liebe eine zitternde Zunge und ein überflieſzendes Auge zu geben."

*

Die Liebe kann auch als vererbte Erinnerung bezeichnet werden. Damit ist nicht gesagt, daſs jemand deutliche Vorstellungen von den Gegenständen der Liebe seiner Ahnen mit auf die Welt gebracht haben muſs. Es brauchen nur anatomisch veränderte Nerven vererbt zu werden, wonach dieselben auf gewisse Reize anders zurückwirken, als sie es sonst thäten.

Es ist aber gar nicht einzusehen, warum nicht auch Vorstellungen, ganz concrete Vorstellungen von Farben, Tönen, von Warm und Kalt sollen vererbt werden können, warum einem Kinde nicht auch eine Farbe soll einfallen können, die es selbst nie gesehen, die aber seine Mutter gesehen hat. Daſs dies möglich ist, läſst sich allerdings schwer beweisen, nämlich fast so schwer, als daſs es nicht möglich ist.

*

Wenn sich zwei Liebende jahrhundertelang nicht gesehen haben, können sie einander völlig vergessen haben. Sie finden sich vielleicht überhaupt nicht wieder, man kann sich in der weiten Welt auf ewig verlieren.

*

„Wenn ich heute zu untersuchen hätte," bemerkt einmal Peter Rosegger, „ob ich eine bestimmte Person lieben könnte oder nicht, so würde ich nicht erst fragen, ob sie mir sinnlich entspreche, sondern ob sie mich, wenn sie betrübt wäre, tief erbarmen würde." Das wäre das aus dem Zusammenleben in früheren Zeiten herrührende Mitleid. Mit Fremden hat man kein Erbarmen.

*

Erste Eindrücke packen. Descartes soll sein Lebenlang eine Vorliebe für schielende Frauen gehabt haben, weil seine erste Geliebte schielte. Ein Mann behielt immer die Sehnsucht nach einer bestimmten weiblichen Kleidung, weil die junge Dame, die ihn „in die Freuden der Liebe eingeweiht", diese Kleidung getragen hatte.[1])

Buffon bemerkt nach Kant, dass diejenige Gestalt, die den ersten Eindruck auf einen Mann gemacht, das Urbild bleibe, das seiner Liebe die Richtung gebe.

Wilhelm von Humboldt erzählt in einem Sonett, „Die Seelenwanderung" betitelt[2]), von einem Weibe, das Brahma's Gnade geführet durch die Seele vieler Frauen.

---

[1]) Krafft-Ebing, Psychop. sex., S. 165, nach Binet; ebendaselbst der von Lydston erwähnte Fall, ferner der Fall S. 171.

[2]) Gesammelte Werke, II. Bd., Berlin, G. Reimer, 1841. S. 393.

Indra's Himmel hat sie aufgenommen, die Freuden nun, die Leiden sind verschwunden:

„Doch Ein Bild deutlich strahlend in mir lebt
Und niemals wird aus meiner Seele kommen,
Der Mann, mit dem ich ward zuerst verbunden."

*

Die Schönheit der eigenen Frau verdirbt einem den Geschmack an der anderer Weiber. Der Mann hat immer einen altererbten Hang zur Abwechslung, allein bei jedem Manne gibt seine Frau diesem Hange sachte, vielleicht ganz unmerklich für ihn, eine andere Richtung. Ein Mann, der von Haus aus für volle, stattliche weibliche Formen eingenommen ist, wird durch eine schlanke, feiner gebaute Frau zu Gunsten weniger üppiger Formen beeinflusst.

*

Peter Paul Rubens könnte Zeugenschaft dafür ablegen, wie ein dem Manne verbundenes Weib auf seinen Schönheitssinn einwirkt. Er heiratete seine zweite Frau, die Helene Fourment, vermuthlich, weil sie schon von dem ihm wohlgefälligen Frauenschlage war. Allein seine späteren Gemälde zeigen, dass die Fourment dem, seinem Herzen innewohnenden Bilde weiblicher Schönheit doch höchst kennzeichnende besondere Züge verliehen hat.

*

Die Venus von Milo, dieses wunderbar edle Werk, bildet noch immer eine ideale Verkörperung weiblicher Schönheit. In fünfzigtausend Jahren dürfte diese Venus kaum mehr als das Zerrbild eines Weibes sein. Nach der

Entwicklung zu schließen, welche die weibliche Körperbildung bis jetzt genommen, wird das Weib der Zukunft einen nach heutigen Begriffen auffallend großen, wasserkopfähnlichen Kopf, einen schwachen Leib mit tiefeingeschnittener Mitte, dünne Beine, verkümmerte Kiefer und Ohrmuscheln haben, und was in der Gegenwart als eine ebenmäßige Gestalt bezeichnet wird, wird dann als ungeschlachte, halbthierische Körpermasse erscheinen. Übrigens ist der Schädel der milesischen Venus im Verhältnis zum Rumpf schon jetzt etwas zu klein. Es ist fast zu bedauern, dass ihr nicht auch noch der Kopf fehlt.

*

Zu den vererbten Neigungen gehört es, dass es der Mann liebt, wenn das Weib sich sträubt, obwohl dies keinen Zweck für ihn hat. Das Weib als der schwächere Theil wählte in der Regel nicht, sondern wurde gewählt, und der Mann legte ihr oft mit Gewalt das Joch seiner Liebe auf. Jetzt ist er es gewöhnt zu unterwerfen, und ein Sieg ohne Kampf freut ihn nicht.

*

Nächst der zu wissenschaftlichen Zwecken geübten Vivisection von Thieren wird von dem Europa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wohl nichts Niederträchtigeres geduldet, als die Art, wie politische Verbrecher in Russland behandelt werden. Aber es scheint, der Mensch vermag sich an alles zu gewöhnen, was er überhaupt zu ertragen fähig ist, es scheint, dass selbst die größten Leiden ihn gefühllos machen können. Ein nach Sibirien Verbannter, Vaszilij Jakszakov, erzählt in seinen Briefen von den Zuständen in den Gefängnissen, in denen er mit anderen Verbannten auf dem Zuge nach Sibirien untergebracht wurde. Wenn die Sträf-

linge ein solches Gefängnis betreten, so „schnappen die meisten nach Luft, wie ein an das Land gewöhntes Wesen, wenn es ins Wasser geworfen wird; der Kopf beginnt ihnen zu schwindeln, und wenige Minuten nach ihrem Eintritte brechen sie ohnmächtig zusammen. Allein die Genossen, die übrigen Unglücklichen, erwecken den Neuling wieder zum Leben, und nach ein, zwei Tagen hat sich jedermann an die von Leichengeruch erfüllte, mit Pest- und Typhuskeimen geschwängerte Luft der russischen Kerker gewöhnt."

Am Ziel ihrer Wanderung angelangt, hatten Jakszakov und seine Gefährten in einem Bleibergwerk Arbeit zu verrichten. Nachdem sie in demselben ununterbrochen einige Monate unter der Erdoberfläche gearbeitet, wurden sie auf einen Ukas des Czaren hin, wonach die Gefangenen von Zeit zu Zeit ins Freie geführt werden sollten, ans Tageslicht gebracht. „Allein am Spaziergange draußen," sagt Jakszakov, „unter dem glänzenden freien Himmel hatten wir kaum Freude; der langentbehrte Glanz der Sonne, deren Stich wir selbst durch die auf die Stirn gedrückte Handfläche fühlten, hat unser Augenlicht geblendet. Unsere Brust keuchte und schwoll an, unsere Knie wankten, Schwindel erfaste unser Haupt, als hätte uns die kräftige Luft der duftigen Flur betäubt. Und als wir umkehrten, flüchteten wir uns gleichsam eilend wieder unter die Erde, denn wir fühlten, dass der frische Hauch des Himmelsgewölbes und die Atmosphäre, in welcher wir dereinst zu Hause waren und in welche wir jetzt unvorbereitet gelangt waren, nicht mehr für uns paste." [1])

---

[1]) Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedierte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten russischen Professors Vaszilij Jakszakov. Aus dem Ungarischen übersetzt. Berlin, S. Cronbach,

Als Jakszakov starb, wurde sein Leichnam im Bergwerke in einen Schacht hinabgeworfen, in dem die Kräfte der feuchten, dunkeln Erde an Jakszakov das Werk der Gewöhnung an ein Dasein ohne Licht und Luft vollendet haben werden.

*

Von Eingekerkerten ist hie und da berichtet, dass sie zuletzt den Kerker, die Stätte ihrer langjährigen Sorgen und Leiden, nicht ohne Wehmuth, beinahe mit Widerstreben, verließen. Ein poetisches Gewand von unvergleichlicher Schönheit hat Byron den Gefühlen eines aus langer Kerkernacht Befreiten im „Gefangenen von Chillon" geliehen, den er über den Abschied von seinem Verlies sagen lässt:

„Da kamen endlich die Befreier...
Mir schien's, ich müsse zu neuem Leiden
Aus einer zweiten Heimat scheiden.
Befreundet hatt' ich mich mit Spinnen
Und ihrem mürrischen Beginnen,
Die Mäuse seh'n im Mondlicht spielen....
Wir lebten all in Fried' und Ruh'.

1892. S. 30, 163—164. Vgl. George Kennan, Sibirien, deutsche Ausgabe von E. Kirchner, I. Bd., 7. Aufl., Berlin, S. Cronbach, 1890. S. 199—201. — Aus den Memoiren eines russischen Dekabristen. Beiträge zur Geschichte des St. Petersburger Militäraufstandes vom 14. (26.) December 1825 und seiner Theilnehmer. 2. Aufl., Leipzig, S. Hirzel, 1874, S. 198—199 (die Trauer des Dekabristen um seine Ketten). — W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft, 8. Auflage, Stuttgart, Cotta, 1885, S. 56—57 (das Heimweh des Recruten nach dem gewohnten Elend). — Alex. Frhr. v. Hübner, Durch das britische Reich. Leipzig, Brockhaus, 1886. I. Bd., S. 135 (die Squatter im Innern Neuseelands, die aus der Einöde mit ihren Entbehrungen und Gefahren, „wenn die Stunde des Scheidens schlägt, nur mit Widerstreben zurückkehren in den Schoß der gesitteten Welt".)

Selbst meinen Ketten war ich gut,
Was thut die lange Zeit, was thut
Gewöhnung nicht? Aus Chillons Thor
Trat ich mit Seufzen frei hervor." [1])

*

Mensch und Thier verlangen nach derjenigen Nahrung, die sie immer genossen haben, also nach derjenigen, aus der sie selbst bestehen. Ein einige Jahre alter Löwe, der sich seit seiner Geburt von Antilopen nährt, besteht nur mehr aus Antilopenfleisch, und die höchste Begierde dieses, in einen Löwen umgewandelten Antilopenfleisches ist es, wieder Antilopen zu jagen und zu fressen.

*

Wenn die Ameisen nicht weiser sind, als die Menschen, so theilen sie die lebenden Wesen ein in Ameisen und Thiere.

*

All die Sätze, die man über die Wirkungen von Gewöhnung und Übung aufstellen kann, gelten, wie das Fechner-Weber'sche Gesetz, zunächst nur für eine gewisse Breite, für die des gewöhnlichen Geschehens. Indessen ist dies vielleicht nur die Breite des deutlichsten Sehens, und jene Sätze würden auch für außerordentliche Einwirkungen gelten, wenn man diese besser verfolgen könnte. Man

---

[1]) Nach der Übersetzung von Hermann Kurz, die freilich gegen die glanzvolle Sprache des Originals nicht aufkommt. — Ähnliche Züge bei den Schuldgefangenen in Dickens' Pickwickiern. — Als Trenck von Magdeburg, wo er im Kerker gelegen, Abschied nahm, kamen ihm, wie er in seinen Memoiren erzählt, die Thränen in die Augen. Sylvio Pellico hatte ebenfalls an seine Gefängnisse Anhänglichkeit gewonnen.

kann sich an Arsenikgaben von bestimmter Höhe langsam gewöhnen, mit einer großen, zu früh genommenen Gabe bringt man sich aber um, und da scheint von Gewöhnung nicht mehr die Rede sein zu können.

Der Tod ist aber wohl kein Ende, für den Körper nicht, und deswegen wahrscheinlich auch nicht für die Seele. Es scheint, dass der Tod das Leben nur mit einem Schleier bedeckt, unter dem neues Leben blüht, das auf gleiche Art den Einflüssen früherer Zeiten unterliegt, wie die Kinder den Einflüssen, denen ihre Eltern ausgesetzt waren. Die Gewöhnung schreitet wohl nach dem Tode fort.

*

Wenn man einen Bogen rothes Papier längere Zeit betrachtet, verblasst das Roth. Weiß man nun, dass der Grund des Verblassens in der Ermüdung der Netzhaut des Auges und dergleichen Subjectivitäten liegt, dass nicht wirklich das Papier schwächer roth geworden ist? Man weiß es eigentlich nicht, man ist nur übereingekommen, es anzunehmen. Dass rothes Papier, einige Zeit angesehen, jedesmal nur blässer zu werden scheint und nicht blässer wird, dafür gibt es keinen Beweis.

Von drei Cigarren, die aus Blättern desselben Strauches Tabak gewickelt sind, und die man sich bemüht hat, mittelst eines möglichst gleichen Verfahrens herzustellen, kann jede eine andere Wirkung haben. Die erste Cigarre, an der sich ein Nichtraucher vergreift, macht krank, die zweite, die von einem Gewohnheitsraucher unter zehn anderen im Tage geraucht wird, schmeckt weder besonders gut noch schlecht, die dritte, die von einem Raucher nach einer Stunde der Entbehrung genossen wird, ist die Ursache größten Wohl-

behagens. Der Grund für diese Verschiedenheit der Wirkung liegt, wie man glaubt, in den Gewohnheiten der drei Raucher, in Zeit und Maß des vorhergegangenen Rauchens. Allein geradeso, wie es keinen Beweis dafür gibt, dass rothes Papier bei andauernder Betrachtung nicht wirklich verblasst, gibt es keinen, dass die verschiedene Wirkung bei den Cigarren nicht von einer Verschiedenheit dieser herrührt, und dass die Gewohnheiten der Menschen auf die Wirkungen, die von äußeren Erregungen auf ihre Sinne ausgeübt werden, nicht ohne allen Einfluss sind. Man hat kein Mittel, sich zu vergewissern, dass zwei oder drei Cigarren, sei es überhaupt, sei es nur in Bezug auf einzelne wirksame Bestandtheile, gleich sind.

*

In einem Gefühle liegt noch nichts — ebensowenig als in einer Empfindung oder einer Vorstellung — um deswillen man etwas begehrte oder etwas widerstrebte, gleichviel, ob das Angenehme oder Unangenehme im Augenblicke vorhanden ist oder als bevorstehend oder drohend vorgestellt wird.[1]) Man begehrt nie etwas, weil es angenehm ist, obwohl man beim Begehren ganz gut wissen kann, dass das Begehrte angenehm ist. Wohl aber kann etwas angenehm geworden sein und ist vieles angenehm geworden, weil es oft erstrebt worden ist.

Die gewaltigsten Gefühle — Todesangst, jäher Schreck, die Wollust der Liebe — brauchen den Willen nicht anzugreifen und thun es auch nicht, wenn die ihnen entsprechende

---

[1]) Vgl. jedoch Dr. Christian v. Ehrenfels, Über Fühlen und Wollen, Wien, 1887, in Commission bei Gerold. (Aus den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften, 1887.) S. 14 ff.

Erregung der Nerven keine Brücke findet, auf der sie zu den Bewegungsnerven übertreten kann.

*

Es ist die gleiche und auf dieselbe Art entstandene Liebe, ob man ein Getränk, eine Wohnung, eine Landschaft oder ein Mädchen liebt. Die Liebe hat allemal die gleichen Eigenschaften. Alle Liebe zieht durch die Sinne ein, auch vom geliebten Weibe hat man nicht mehr, als die Sinne liefern. Die Seele, die Gefühle und Gedanken des Weibes werden nicht wahrgenommen. Dass die Frauen beseelt sind, darüber gibt es nur Vermuthungen. Wenn sie gefühllose Gliederpuppen sind, die nur ein Mienenspiel haben und sich bewegen, als wären sie beseelt, so ist es für den Mann dasselbe, als besäßen sie eine Seele.

*

Man behauptet manchmal, es gebe keinen Beweis dafür, dass die Thiere, dann die Pflanzen und Gesteine beseelt sind. Dann gibt es aber auch für einen Menschen keinen Beweis, dass seine Mitmenschen beseelt sind. In der That ist es auch eine höchst gewagte Annahme von mir, nicht nur, dass meine Vorstellungen Vorstellungen von etwas sind, das außer ihnen besteht, sondern dass dieses Etwas auch noch fühlt und will wie ich.

*

Das Weib wirkt deswegen um einen Grad stärker auf den Mann ein, als viele leblose oder als leblos angesehene Gegenstände, weil es sich bewegt. Bewegte oder sich bewegende Dinge fallen viel mehr auf und prägen sich den Sinnen und dem Gedächtnisse fester ein als ruhende.

*

Die „descriptive“ Psychologie dieser Tage sieht es als eine ihrer Hauptaufgaben an, die Begriffe der „psychischen Phänomene“ festzustellen. Erst, behauptet sie, müsse man wissen, was eine Empfindung ist, dann könne man weiterarbeiten.

Mit ähnlich scholastischen Fragen quälten sich vor Charles Darwin die Thier- und Pflanzenkunde und die Wissenschaft vom Menschen. Ehe man sich auf entwicklungsgeschichtliche und dergleichen Untersuchungen über den Menschen einließ, glaubte man wissen zu müssen, was der Mensch ist, durch welche Eigenschaften er sich vom Thier unterscheidet, man musste einen Begriff vom Menschen haben.

Die Anthropologie mit all ihren Zweigwissenschaften hat es seither aufgegeben, den Menschen definieren zu wollen. Man hat zwar heutzutage geradeso wenig eine ordentliche Definition vom Menschen als vor einem halben Jahrhundert, man weiß geradeso wenig, was der Mensch ist und wodurch er sich vom Thier unterscheidet, man kümmert sich aber auch nicht mehr darum. Die Streitfrage, was der Mensch ist, ist, wie die meisten Probleme in der Geschichte der Wissenschaften, nicht dadurch aus der Welt geschafft worden, dass sie gelöst, sondern dass sie fallen gelassen wurde. Und die Anthropologie hat seit der Zeit, in der sie es aufgab Logik zu treiben, den glänzendsten Aufschwung genommen, den sie in ihrer Geschichte zu verzeichnen hat.

Hand in Hand mit dem Begriffesuchen gieng in der alten Zoologie und Anthropologie das Bemühen, „natürliche“ Eintheilungen zu treffen. Man musste — ehe man glaubte weiterarbeiten zu können — die Thiere in Arten und Unterarten eingetheilt haben, man musste wissen, welches die wesentlichen Merkmale einer Art seien, und man ärgerte

sich, wenn einem Zwischen- und Bastardformen unterkamen, die keine „guten Arten“ lieferten. Die Ordnung Mensch, einzige Art Mensch wurde in Unterarten oder Rassen abgetheilt, jeder Forscher gelangte zu einer anderen Classification, und so plagte man sich und stritt, ob es zwei Menschenrassen „gebe“ oder drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, elf, fünfzehn, sechzehn, zweiundzwanzig, sechzig, dreiundsechzig, wie der Reihe nach Virey, Jacquinot, Kant, Blumenbach, Buffon, Hunter, Agassiz, Pickering, Bory St. Vincent, Demoulins, Morton, Crawfurd und Burke annahmen. [1])

Die Psychologie, die alle Entwicklungsstufen der älteren Wissenschaften betreten zu müssen scheint, theilt auch die Leidenschaft der alten Zoologie, zu classificieren. Sie hält es für äußerst wichtig, zu wissen, ob Empfindung und Gefühl zusammen eine einzige Classe psychischer Erscheinungen bilden oder zwei. Die gegenwärtige Psychologie, wenigstens die österreichische und ein Theil der reichsdeutschen, thut sich etwas darauf zugute, in den Urtheilen eine eigene „Grundclasse“ besagter Erscheinungen entdeckt und begründet zu haben.

Es wird wohl auch mit der Psychologie nicht anders werden, als bis die Psychologen von Darwin's Geiste einen Hauch verspüren.

*

Die moderne, empirisch sich nennende Wissenschaft steckt überhaupt noch halb in Metaphysik und Scholastik. In früheren Jahrhunderten waltete eine Schar von Göttern in der Natur. Jedes Gewitter war das Werk eines Gottes, hinter jedem Quell, in jedem Busch

[1]) Oscar Peschel, Völkerkunde, 5. Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1881. S. 21 (nach Darwin).

verbargen sich Götter und Göttinnen. An Götter glaubt die europäische Wissenschaft schon längst nicht mehr, dafür aber hat sie die Welt allmählich mit „Naturgesetzen“ bevölkert. Gewitter und Sonnenfinsternisse werden nicht mehr von Göttern gemacht, wohl aber stecken „eherne, unwandelbare Naturgesetze“ dahinter.

Das oberste und gewaltigste derselben ist das Causalitätsgesetz, das zusammen mit den beiden Gesetzen der Erhaltung des Stoffes und der Kraft eine Art Dreieinigkeit bildet. Im Laufe der letzten Jahrhunderte, insbesondere des neunzehnten, sind von tausenden von Gelehrten sicherlich an die zehntausend Naturgesetze entdeckt worden, von den großen und weithin gebietenden, wie dem Trägheitsgesetz und dem Gravitationsgesetz — wahren Mustern von Circulis viciosis — angefangen bis herunter zu den Gesetzen über die Blattstellung bei Pflanzen und die Schwankungen der Leinölpreise.

Es gibt Gesetze, bei denen sich deren Entdecker nachweisbar nichts gedacht haben können. Der französische Astronom Flammarion fand z. B. das „große Gesetz der Einheit und Solidarität, das den Welten vorsitzt“, und ein deutscher Denker ist erst in neuester Zeit auf das „fundamentale Naturgesetz des Gleichgewichts“ gestoßen, „das den Weltbau trägt“. Nach dem ehrfürchtigen Schauer jedoch zu urtheilen, von dem die Erforscher durchströmt zu sein scheinen, indem sie derartige Gesetze ans Licht ziehen und verkünden, thut Unverständlichkeit der Erhabenheit eines Gesetzes keinen Abbruch.

*

Die moderne Wissenschaft, namentlich die Naturwissenschaft, geht auch darauf aus, so mathematisch als

möglich zu werden. Nun gibt es in der ganzen Natur, die Köpfe der Naturforscher eingerechnet, nirgends eine Gerade, einen Kreis, einen Würfel im „mathematischen Sinne“. Eine Linie mit einer einzigen Ausdehnung, also ohne Breite und Höhe, ein Punkt, der überhaupt keine Ausdehnung hat, das sind für den Mathematiker Kleinigkeiten. Man kann sich zwar unter solchen Gebilden nicht einmal etwas vorstellen, allein dies thut nichts zur Sache. Es gibt eben „unanschauliche Vorstellungen“, Vorstellungen, bei denen man sich nichts vorstellt, und wenn man sich von einer Linie ohne Breite kein Bild machen kann, so kann man sie doch definieren und hat einen Begriff von ihr. Und das ist alles, worauf es dem Mathematiker ankommt.

Die Zahlenlehre braucht bei ihren Verrichtungen gleiche Einheiten, die es ebenfalls in keiner dem Menschen zugänglichen Welt gibt. Weder draußen im Walde oder auf freiem Felde, noch in der Werkstätte eines Mechanikers oder auch nur in einem Gehirn gibt es Dinge oder Eigenschaften, die als Einheiten zu gebrauchen und dann auch noch gleich wären. Gleich und Einheit sind beides metaphysische Begriffe.

*

Logik und Mathematik verderben das gesunde, natürliche Denken. Eine Philosophie ohne Logik und eine Naturwissenschaft ohne Mathematik werden die Wissenschaften der Zukunft sein.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Vögl